

(Zeichn.: Elfriede Loi)

Dialog

Inhaltsverzeichnis

Titelbild: Gruppe von Guido Sottriffer	1
Der militante Skolastikus: Pepi Zelger	2
Südtiroler Hochschülerschaft - Meraner Hochschulwochen (Zelger, Zanon, Stuffer, Boneil, Martiner)	3
Dokumentation	6
Die Mauer: Birgid Raven	7
Philosophisches: Victor Guarda	8
Illustrationen: Karin Welponer	8
Gedanken über Kultur: Alexander Langer	10
Albert Camus: Joh. Becker	11
Vielfältiger Sisypnos: Meinrad Perrez	12
Kirche und Klerikalismus: P. Dr. Frowin Müller OSB	13
Internationales Studentenforum	14
Guido Sottriffer: Rofner Maria - Zelger Mariadl	15
Moraltheologie in neuer Sicht: Lisl Saltuari	18
Die Eule blinzelt (Unterkircher, Zanon, Zelger, Paulmichl, Stuffer)	20
Heil und Welt: Arnold Stiglmair	20
Skizzen einer Reise: Megimraf	20
Vermittlung von Glaube und Wissen als Aufgabe des Hochschülers: Alfred Schiechl	24
Das neue China: Chung T. Z.	26
Buchbesprechungen	29
Informationen	31

Zum Titelbild:

Gruppe von Guido Sottriffer, Holz, 1 m. Die Inter-esse-losigkeit der Dargestellten und ihr individueller Ausdruck schockieren. Ihre Gemeinsamkeit ist bloß die desselben Werkstückes, die der Herkunft. Die Blicke divergieren. (Anspielungen auf die SH sind nicht beabsichtigt! — Anm. der Red.)

Karl Rahner schmunzelt am Ende der Vorlesung und meint, im Himmel würden sämtliche Dogmatikbände als Witzbücher aufliegen. Dieser Ausspruch des anerkannten Theologen brachte mich einige Jahre später zur Einsicht, der Glaube eines Menschen könne nur echt sein, wenn dieser wenigstens ab und zu selbst über seinen eigenen Glauben lächeln könne. Gewiß trifft diese Forderung nicht nur den religiös-weltanschaulichen Glauben, sondern um so stärker jede Art von aufgebauter und im Lauf des Lebens erprobter Ueberzeugung.

Wenn wir etwa an die derzeit verbreiteten Diskussionen innerhalb der Südtiroler Hochschülerschaft denken, die mit tierischem Ernst und stierischer Gewalt geführt werden, können wir uns eines leichten Lächelns nicht erwehren. Geschehen diese Auseinandersetzungen so sehr ohne Humor, weil die echt und recht erlebte Fragwürdigkeit und Unsicherheit der eigenen Stellung verdeckt werden muß?

Wer eines echten Humors unfähig ist, kann den Anderen in seiner anderen Ueberzeugung nicht anerkennen. Wer immer selbst nicht lächeln kann, versucht den Anderen an sich heranzuziehen, zu binden, zu beeinflussen. Er übersieht den Wert des Anderen im Grunde seines Herzens. Ja er verwechselt Gemeinsamkeit mit monolithischer Einerleiheit.

Wer hingegen dem Anderen im Dialog begegnen will, um selbst daran zu reifen und jenem Hilfe zu sein, der kann es, wenn er ihm in herzlicher Offenheit und freier Bereitschaft gegenübertritt. Versteht er es dann, die eigene Meinung in solch einer Weise mitzuteilen, daß sie sein Kamerad auch abschlagen kann, weil sie etwa zu ihm nicht paßt, dann wird er im Anderen nicht nur einen Freund finden, der bereichert, gerade weil er nicht gleichartig ist, sondern er wird zugleich sich seiner eigenen Relativität lächelnd bewußt werden und still an der Konfrontation wachsen.

Wenn wir uns nun fragen, ob der jetzige Streit in der SH, der sich an Vorschlägen, die Kollege Stuffer dem Südtiroler Kulturinstitut betreffs Meraner Hochschulwochen vorgebracht hat, entzündet hat, auch positive Folgen zeitigt, so muß gesagt werden, daß sowohl die Mitglieder des Vorstandes der SH als auch des Südtiroler Kulturinstitutes und wie ich hoffe auch viele Kolleginnen und Kollegen nun doch gewiß ihre Grundpositionen neu durchdenken werden und sich über die unausgeschöpften Möglichkeiten der Meraner Hochschulwochen Rechenschaft geben werden. Weiter werden wir uns alle fragen, was ein Dialog mit (ideologisch) Andersgesinnten kann und soll und was nicht. Wir werden uns bewußt werden, daß jede Polemik und jeder gefühlschwangere Militantismus vom Gespräch auch ausgeschlossen bleiben kann und daß wir einander sogar am Leben lassen dürfen, wenn wir uns nicht einig werden sollten. Haben wir aber in und aus dieser Krise sachlich miteinander zu reden gelernt, dann war sie nicht unnütz.

So gelingt es mir bei bestem Willen nicht, die erlebten Auseinandersetzungen mit tierischem Ernst zu betrachten und wenn man mich fragt, was uns allen am meisten not tue, sage ich: Ein Quant Humor.

Pepi Zelger, Pressereferent

Südtiroler Hochschülerschaft - Meraner Hochschulwochen

Nachdem der fahrende Skolastikus ein militanter geworden, nachdem Schädel an Schädel geraten, nachdem ein enfant terrible die Köpfe erhitzt, erachte ich es als die sachlichste Information, jene Dokumente vorzulegen, die Ursache des Streites waren. Zugleich habe ich die Kollegen Zanon, Stuffer und einen Vertreter des Südtiroler Kulturinstitutes eingeladen, einige Bemerkungen dazu zu verfassen. Der letztgenannte hat den Vorschlag abgelehnt. Außerdem veröffentlichte ich den Bericht des Studenticolreferenten Joachim Bonell. Er schrieb die Darstellung der Krise der SH nicht für den Skolasten, sondern auf die Aufforderung des Abgeordneten Herrn Dr. Karl Mitterdorfer hin, der im April an einer Versammlung der SH Rom teilnahm, als privates Promemoria für Abg. Mitterdorfer. Da der Bericht sehr sachlich und objektiv gehalten ist, erlaube ich mir, ihn zu veröffentlichen. Ich selbst will nur folgende kurze Anmerkungen anfügen:

1. Der Vorstand der SH konnte auf den Entschluß des Südtiroler Kulturinstitutes, es wolle mit Siegfried Stuffer nicht mehr verhandeln, nicht eingehen. Kollege Stuffer hatte sich nicht nur sehr für die SH engagiert (Skolast 1965 — Wegweiser für Maturanten 1966 — Vorschläge zu den Meraner Hochschulwochen), sondern er war auch bereit, schriftlich sich über den Ton seiner Vorschläge beim Südtiroler Kulturinstitut zu entschuldigen. So war es selbstverständlich, daß ihm der kollegiale Beistand des Vorstandes zugesprochen wurde — im vollen Bewußtsein seines „bockigen“ modus procedendi in Sachen Meraner Hochschulwochen. (Immerhin ist festzustellen, daß er nur Vorschläge einreichen wollte, die Grundlage für weitere Diskussionen sein sollten und nicht ausgewogene diplomatische Dokumente.) Ja, ich erachte es geradezu als Verpflichtung für eine Körperschaft, ein legitimiert abgeordnetes Mitglied in seiner funktionellen Stellung — nicht als Anerkennung seines gesamten Handelns — zu schützen. (Vgl.: Der Schweizerische Bundesrat lehnte es kürzlich ab, dem Begehren des Volkes nachzukommen, Bundesrat Chaudet wegen massiver Fehler, die er in der Mirageaffäre begangen hatte, den Rücktritt nahezu legen, mit der Begründung, daß sie eine Kollegialbehörde sei.)

2. Als dann am 8. April d. J. die Kollegen Zanon und Durnwalder gegen den Willen des Vorstandes endgültig zurückgetreten waren und Heinz Zanon nicht nur die Geschäftsführung nicht weiterführen wollte, sondern auch die Vorbereitung einer Vollversammlung verweigerte (seine Absicht der Einberufung einer Vollversammlung erfuhr er erst am nächsten Tag aus der Zeitung!), nahm ich die Wahl zum Präsidenten nur an, weil ich überzeugt war, daß sich ein Mittelweg finden lasse, der für alle annehmbar wäre.

Kollege Bonell und ich machten folgenden Vorschlag:

- a) Siegfried Stuffer entschuldigt sich schriftlich beim Südtiroler Kulturinstitut über den Ton seiner Vorschläge.
 - b) Er verhandelt in Zukunft gemeinsam mit dem Präsidenten mit dem Südtiroler Kulturinstitut.
 - c) Wir ändern die Vorschläge im Vorstand inhaltlich und formal nach Ermessen ab.
- Als Voraussetzung für die Gespräche mit dem Südtiroler Kulturinstitut sollte die Mitarbeit der SH bei den Meraner Hochschulwochen wieder in Aussicht gestellt werden.

Dies wurde angenommen, die Vorschläge wurden abgeändert und ich versuchte sofort am 9. April, dann am 19. April zusammen mit Armin Waldthaler, mit Vertretern des Südtiroler Kulturinstitutes ins Gespräch zu kommen. Am 22. April war ich mit Gerlinde Fiorechy zu einer Sitzung des Südtiroler Kulturinstitutes eingeladen und brachte unseren Vermittlungsvorschlag wieder vor. Die Antwort war stereotyp: „Mit Stuffer reden wir nicht mehr!“ Selbstverständlich kann sich so der Vorstand der SH nicht auf Verhandlungen über die Meraner Hochschulwochen einlassen.

Nachdem sich der Mittelweg als versperert erwiesen hatte — nicht zuletzt weil durch unsachliche Nachrichten z. B. in den „Dolomiten“ Sperrfeuer gegen den Vorstand abgeschossen worden waren — hielten wir es, wie bekannt, für das Beste, in einer außerordentlichen Vollversammlung die Mitglieder der SH über das Vorgefallene zu informieren und u. a. die Stellung der Südtiroler Hochschülerschaft zu anderen Institutionen grundsätzlich zu klären.

Pepi Zelger, Präsident ad interim und Pressereferent.

Heinz Zanon

Ich soll mich zur gegenwärtigen Krise im Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft äußern. Ich werde dabei versuchen, kurz und klar zu sein.

Entflammt ist aller Streit um eine Reihe von Vorschlägen zu den Meraner Hochschulwochen, die Kollege Stuffer an das Südtiroler Kulturinstitut geschickt hat, die aber dann von diesem als in der Form unannehmbar an uns zurückgestellt wurden. Nun versucht Kollege Stuffer diese Tatsache so hinzustellen, als hätte das Kulturinstitut und ich, da ich ihn nicht voll unterstützt hätte, den Inhalt seiner durchwegs sehr vernünftigen und durchaus vertretbaren Vorschläge abgelehnt. Das entspricht nicht der Wahrheit. Der Inhalt, ich betone, der Inhalt war sowohl vom Kulturinstitut als von mir voll und ganz anerkannt worden; wenn es trotz dieser Übereinstimmung in der Substanz zu keiner reibungslosen Zusammenarbeit mit dem Kulturinstitut kommen konnte, so liegt das an der wohl heftigen Form, in die Kollege Stuffer seine — gütigen — Vorschläge gekleidet hatte. Ich darf hier nur beispielsweise einige Zitate aus Stuffers „Vorschläge zu einer Regelung der Zusammenarbeit Südtiroler Kulturinstitut—Südtiroler Hochschülerschaft in Sache Meraner Hochschulwochen“ bringen. „Das Kulturinstitut nimmt sich der Vorschläge an und berücksichtigt sie bei der Planung. Falls ein Vorschlag vom Kulturinstitut nicht angenommen werden kann, begründet das Kulturinstitut dies gegenüber dem Vorstand und dem Kulturreferenten der Hochschülerschaft schriftlich innerhalb eines angemessenen Zeitraumes“. „Sollte es im Lauf des Jahres einmal vorkommen, daß die Hochschülerschaft oder ihre Vertreter aus Gründen der Interesslosigkeit von dem Recht der Beteiligung, wie es in diesem Programm der Zusammenarbeit aufscheint, nicht Gebrauch macht, so ent-

bindet dies im weiteren das Kulturinstitut keineswegs von der Erfüllung der festgesetzten Regelung.“ „Die Finanzierung der Veranstaltungen der Südtiroler Hochschülerschaft (Hochschülerabend) gehen dem Südtiroler Kulturinstitut als Träger und Organisator der Hochschulwochen zu Lasten.“ „Das Kulturinstitut kann hinsichtlich des Programmes selbst Einwände erheben oder Änderungsvorschläge machen. Dieser Einspruch darf, auch was die finanzielle Deckung betrifft, keinen Vetocharakter annehmen. Die letzte Entscheidung liegt beim Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft.“ So hätte das, im Interesse der Sache selbst, nicht gemacht werden dürfen. Man kann eben nicht mit einem riesigen Blumenstrauß für die Dame des Hauses und in Lederhosen zu einer Party erscheinen.

Wenn nun Kollege Stuffer, um beim komischen Beispiel zu bleiben, mit Heftigkeit seinen Blumenstrauß schwenkt und hofft, damit von der Lederhose abzulenken, so ist das eben durch und durch Ablenkung, ja Demagogie.

Mitunter behauptet dann Kollege Stuffer auch, die von ihm angewandte Form und den von ihm angeschlagenen Tonfall deshalb gewählt zu haben, um etwas zu erreichen; meistens fügt er dann noch hinzu, es sei ein Beweis dafür, welch hartnäckige Festung das Kulturinstitut sei, wenn er nicht einmal damit etwas erreichen habe können. Auch der Beweis hinkt: Was Kollege Stuffer mit viel Mühe und Schärfe nicht erreicht hat, das hätte ein anderer, der das Kulturinstitut nicht als auszuräuchernde Festung gesehen hätte, mit einer Spur von Charme und ohne jeglichen Kraftaufwand erreicht. Jetzt also behaupten zu wollen, wir seien vom Südtiroler Kulturinstitut nicht genügend unabhängig, ist also nichts anderes als eine wohlklingende Ausrede für eigenes Versagen.

Dies alles natürlich immer unter der Voraussetzung, daß Kollege Stuffer im guten Glauben gehandelt haben sollte...

Heinz Zanon

Siegfried Stuffer

In der ersten Phase (nach meiner Beiratung mit dem Kulturreferat) der Kontaktnahme mit dem Südtiroler Kulturinstitut bemühte ich mich, um im Sinne der Resolution der Vollversammlung und des in mir gesetzten Vertrauens ein günstiges Ergebnis meiner Arbeit zu erzielen, um die Schaffung der demokratischen und sachlichen Voraussetzungen zu einem ersten und fruchtbaren Gespräch mit dieser Institution über die Meraner Hochschulwochen. Mußte ich doch voriges Jahr erleben, daß ich als einziger Vertreter der Hochschülerschaft gegenüber 10 bis 15 Herren des Kulturinstitutes praktisch keinen Stand halte und meine Vorschläge nicht wirkungsvoll vorbringen konnte.

Die Position eines selbständigen, vorbereiteten und auch in der Materie versierten Partners in den Verhandlungen mit dem Südtiroler Kulturinstitut erschien mir als selbstverständlich, wollte das uns öfters zugesicherte Mitspracherecht ernst gemeint sein und zog man außerdem noch unsere Mitarbeit und unsere Rolle bei allen Meraner Hochschulwochen durch 10 Jahre in Betracht.

Es stellte sich aber, so interpretierte ich die Haltung und die Vorgangsweise unseres Gesprächspartners, bald heraus, daß dieser Wille zu einem offenen und vorbehaltlosen Gespräch nicht vorhanden war. Man stellte ganz klare Forderungen: wer von unserer Seite an der Aussprache teilnehmen dürfte; man wollte mir keinen Mann zugestehen, der, was meine Vorschläge betrifft, auf meiner Linie wäre und mich technisch und praktisch unterstützen könnte; man beantwortete nie meine diesbezüglichen Briefe; man versuchte, meine Kollegen (den Präsidenten und den Altpräsidenten) gegen mich zu beeinflussen; diese fielen mir auch verschiedentlich in den Rücken.



Ann.: Die Karikaturen von Hubert Zanol auf Seite 4 und 29 wurden geringfügig abgeändert.

Schließlich gelang es doch, eine Aussprache unter Bedingungen, die für mich im obigen Sinne akzeptabel waren, herbeizuführen.

Meine Vorschläge wurden auf dieser Sitzung dem Schein nach positiv bewertet; man bat mich, diese schriftlich einzureichen. Sie würden dann, nach interner Beratung, in einer weiteren Sitzung weiterbehandelt.

Die Vorschläge wurden dann dem Kulturinstitut am 21. Jänner 1966 schriftlich übergeben. Ich hörte im weiteren nichts mehr. Am 2. Februar sandte das Kulturinstitut dem Präsidenten die Vorschläge zurück und begründete deren Ablehnung in dem unten abgedruckten eingeschriebenen Schreiben. Am 4. Februar beantwortete der Präsident dieses Schreiben. (Auch unten abgedruckt). Am 25. Februar versuchten Zanon und Durnwalder, mich durch Vorstandsbeschuß aus meinem Amt auszuschalten, ohne daß sie das Schreiben erwähnten. Erst die Vertrauensabstimmung, die mit 5 zu 1 bei einer Enthaltung zu meinen Gunsten ausfiel, bewog den Präsidenten, das Schreiben des Kulturinstitutes vorzuziehen. Auf sein eigenes Schreiben bin ich erst vor einiger Zeit durch Zufall gestoßen. Ich habe in meinem Rücktrittsschreiben schon angeführt, daß der Präsident das Ergebnis der Abstimmung nicht zur Kenntnis nehmen wollte, im Gegenteil: im Protokoll der Sitzung gab er an, daß er die Lage als stillschweigendes Mandat auffaßte, die ganze Angelegenheit an sich zu ziehen. Damit schaltete er mich praktisch aus. Dies und der Brief des Präsidenten vom 4. Februar 1966 bewogen mich am 26. März zu meinem Rücktritt vom Kulturreferat.

In der Vorstandssitzung vom 4. April 1966 faßte der Vorstand eine Resolution, in der er sich auf Grund des Vorgefallenen für heuer von den Meraner Hochschulwochen distanzierte. Vorher mußte ich versprechen, daß ich bei Annahme der Resolution meinen Rücktritt zurücknehmen würde. Das tat ich auch. Deswegen war eigentlich die folgende Abstimmung über meinen Rücktritt überflüssig.

Als Folge dieses Abstimmungsergebnisses traten der Präsident Heinz Zanon und der Altpräsident Alois Durnwalder vom Amt und Mandat zurück, obwohl sie von allen gebeten wurden, von diesem Schritt abzusehen.

Im folgenden nun meine Vorschläge zu den Meraner Hochschulwochen und die zwei wichtigen Briefe.

Siegfried Stuffer
Kulturreferent

Joachim Bonell

Promemoria zum Rücktritt des Präsidenten der SH Heinz Zanon und des Altpräsidenten Alois Durnwalder sowie zur Wahl von Josef Zelger zum neuen Präsidenten der SH

a) Ursprung der Krise

In der Vorstandssitzung vom 25. Februar 1966 wurde der Vorstand von seiten des Präsidenten Zanon erstmals über den „Fall“ Stuffer unterrichtet. Der Vorstand erfuhr vom Präsidenten, daß der Kulturreferent Stuffer anlässlich der zusammen mit dem Präsidenten, Altpräsidenten und Pressereferenten aufgenommenen Verhandlungen mit dem Kulturinstitut über die Mitarbeit der SH an der Gestaltung der Meraner Hochschulwochen, seine Kompetenzen überschritten hatte. Nach zwei grundsätzlich sehr positiv verlaufenen Verhandlungen mit dem Südtiroler Kulturinstitut hatte Stuffer, darum vom Kulturinstitut gebeten, seine als Kulturreferent vorgebrachten Vorschläge zum Verhandlungsthema schriftlich ausgearbeitet und dem Kulturinstitut zugeschickt.

Dies ohne Wissen des Vorstandes und ohne Einverständnis des Präsidenten. Stuffer hatte aber darüberhinaus seine Vorschläge in einer Form aufgebaut, die vom Kulturinstitut als untragbar angesehen wurde und dieses veranlaßte, energisch dagegen Stellung zu nehmen. Der Vorstand war sich darüber einig, daß Stuffer den Vorstand von seinem Schritt hätte unterrichten sollen, denn es steht dem Vorstand allein zu, über wichtige Schritte der einzelnen Referenten nicht nur unterrichtet zu werden, sondern auch darüber zu befinden. Unglücklicherweise war aber Stuffer bei jener Vormittagsitzung nicht anwesend. Trotzdem sprach der Vorstand sein Bedauern über diesen Zwischenfall aus, war sich aber einig, daß Stuffer sobald als möglich persönlich vor dem Vorstand dazu Stellung nehmen sollte: erst danach wollte der Vorstand endgültig die Sache bereinigen. Am Nachmittag war Stuffer bei der Fortsetzung der Sitzung anwesend und sofort wurde er veranlaßt, zum erwähnten Fehler Stellung zu nehmen. Stuffer führte als

Erklärung die technischen Schwierigkeiten an, die ihn daran gehindert hätten, den gesamten Vorstand über seine Schritte zu unterrichten und eine Aussprache darüber herbeizuführen. Keine böswillige Absicht habe also dahintergesteckt, trotzdem entschuldigte sich aber Stuffer dem Vorstand gegenüber, ob seines Verhaltens. Der Vorstand nahm davon mit Befriedigung Kenntnis, sprach Stuffer mit 5:1 Stimmen das Vertrauen aus und wollte daraufhin, da die subjektiven Aspekte der Angelegenheit geklärt schienen, endlich zur Substanz (der Ausarbeitung der Vorschläge Stuffers) übergehen. Da zeigte der Präsident aber überraschend einen Brief des Präsidenten des Kulturinstituts Dr. Fritz Egger, in dem dieser weitere Verhandlungen mit der SH nur unter der Voraussetzung in Aussicht stellte, daß der Kulturreferent Stuffer nicht mehr für die SH mitspreche. Angesichts dieser Lage erklärte sich der Präsident außerstande, in seinem Amt zu verbleiben, wenn der Vorstand bei seiner Vertrauensabstimmung für Stuffer (der seinen Fehler ein-

gesehen hatte) beharre. Er, der Präsident, sehe diesen Vertrauensbeweis für Stuffer als eine Frontstellung (!) des Vorstandes dem Kulturinstitut gegenüber an und da er eine solche kategorisch ablehne, solle sich der Vorstand entscheiden entweder für das Vertrauen Stuffer gegenüber oder für das Verbleiben des Präsidenten in seinem Amt. Beides sei für ihn absolut unvereinbar. Dagegen erhob der Vorstand entschieden Einwand und verlangte vom Präsidenten, er solle erklären, warum er das Vertrauen für Stuffer (bzw. die nicht-erfolgte Liquidierung) des Vorstandes als Frontstellung dem Südtiroler Kulturinstitut gegenüber ansehe. Der Präsident entgegnete nur, daß dies angesichts der Haltung des Kulturinstitutes, nur ohne Stuffer weiter mit der SH zu verhandeln, doch eindeutig sei. Die Mehrheit des Vorstandes sprach sich dagegen aber energisch aus, denn sie sah das Vergehen Stuffers vor allem als eine interne Angelegenheit des Vorstandes an, die nach ihrer intern erfolgten Bereinigung durch die Entschuldigung Stuffers doch unmöglich zu einer Frontstellung des Vorstandes dem Kulturinstitut führen konnte. Der Präsident beharrte aber auf seinem Standpunkt, hüllte sich in Schweigen und erklärte am Ende der Sitzung nur, er werde sich die Sache überlegen.

b) Der Ausbruch der Krise im vollsten Umfang

Den einzelnen Vorstandsmitgliedern wurde im März ein Schreiben zugesandt, das das Protokoll der erwähnten Sitzung hätte darstellen sollen. In diesem „Protokoll“ erklärte aber der Präsident, er habe das Schweigen (!) des Vorstandes zum Falle Stuffer als stillschweigendes Mandat aufgefaßt, eigenmächtig die Angelegenheit klären zu können und Stuffer dadurch faktisch auszuschalten. Daraufhin reichte Stuffer sein Rücktrittsgesuch ein, aus Protest gegen das unverständliche Verhalten des Präsidenten. — Der Vorstand befaßte sich in seiner nächsten Sitzung am 5. April 1966 mit der neuen Lage. Der Präsident gab loyal zu, ein unmögliches Protokoll verfaßt zu haben, beharrte aber im übrigen weiterhin auf seinem Standpunkt: entweder nimmt der Vorstand den Rücktritt Stuffers an oder er selber reiche den Rücktritt ein. Dieser Haltung schloß sich auch Altpräsident Durnwalder an. Der Vorstand nahm mit Bestürzung von dieser Lage Kenntnis und bemühte sich, den auf der Hand liegenden Kompromiß zu finden, um den drohenden Ausbruch einer offenen Krise sofort zu vereiteln. Mit 5:4 Stimmen wurde folgender Entschluß gefaßt: Stuffer entschuldigt sich schriftlich beim Kulturinstitut für sein Verhalten, stellt richtig, daß es auf keinen Fall böswillig geschehen ist, der Vorstand arbeitet endgültig die umstrittenen Vorschläge aus, bzw. um, der Präsident versucht darauf das leider unterbrochene Gespräch mit dem Kulturinstitut aufzunehmen; sollte das Kulturinstitut aber auch unter diesen neuen Umständen nicht bereit sein, mit Stuffer zu verhandeln, muß der Vorstand notgedrungen das Gespräch mit dem Kulturinstitut über die Meraner Hochschulwochen für heuer als festgefahren ansehen. Auch in einem solchen Falle, den der Vorstand natürlich unter allen Umständen verhindern will, soll dies aber keinesfalls bedeuten, daß der Vorstand dem Kulturinstitut gegenüber etwa eine „Frontstellung“ einnehmen wolle, sondern er wird unbedingt versuchen, im nächsten Jahre den vorübergehend verlorengegangenen Faden wieder aufzunehmen. Auf Grund dieses Beschlusses zog Stuffer seinen Rücktritt zurück, als Beweis, daß auch er zu einer sofortigen Lösung der Schwierigkeiten beitragen wolle. Der Präsident und der Altpräsident nahmen aber nicht nur von der Kompromißbereitschaft keine Kenntnis, sondern reichten unverzüglich ihren Rücktritt „auf Grund der neuen Richtung (!) im Vorstande“ ein. Einstimmig lehnte der Vorstand diese Rücktritts-

gesuche ab, da er einfach einsehen könnte, worin denn diese „neue Richtung“ bestehe. Es war doch nur versucht worden, alles ehrlich zu bereinigen, ohne aber von gewissen Prinzipien abzuweichen, wie vor allem von der Notwendigkeit eines trotz aufgetretener Schwierigkeiten offenen, ehrlichen, freundschaftlichen Verhältnisses dem Kulturinstitut gegenüber. Aber obwohl der Vorstand einstimmig den Rücktritt des Präsidenten, bzw. Altpräsidenten abgelehnt hatte, und folglich unter keinen Umständen bereit war (wie es aber die beiden öfters verlangten (!)), einen neuen Präsidenten zu wählen, bestanden beide auf ihrem Rücktritt und verließen die Sitzung, ohne daß der Präsident seiner unverweigerlichen Pflicht nachgekommen wäre, die Sitzung so oder so zu schließen (!!!).

c) Die notgedrungene Lösung der Krise

Welche Auswege aus der nunmehr entstandenen Lage blieben dem Vorstand offen? Rechtlich nur zwei: entweder geschlossen als Organ zurückzutreten und eine außerordentliche Vollversammlung einzuberufen oder sich laut Art. 25 der Wahlstatuten durch den bei der letzten Vorstandswahl nächststrangierenden Kandidaten zu ergänzen, einen neuen Präsidenten zu wählen, um die ordentlichen Geschäfte bis zur nächsten ordentlichen Vollversammlung weiterführen zu können, um zu vermeiden, daß die vorstandsinterne Krise in eine Krise des gesamten Vorstandes innerhalb der SH ausarte, mit all den schwerwiegenden und — wie immer man zur Sache steht — bedauerlichen Folgen. Welche Gründe haben den Vorstand bewogen, nach langer Diskussion den zweiten Weg zu wählen und Pepi Zelger zum neuen Präsidenten zu wählen? Gegen den Rücktritt des Vorstandes und die Einberufung der außerordentlichen Vollversammlung sprach vor allem die Tatsache, daß der Rücktritt des Präsidenten und Altpräsidenten trotz einstimmiger Ablehnung des Vorstandes stattgefunden hat. Weiters, daß angesichts des Zeitpunktes der Einberufung einer außerordentlichen Vollversammlung schier unüberwindbare Hindernisse im Wege stehen: wann? mit welcher Beteiligung von seiten der Hochschulgruppen, die alle auf ihrem Studienort mitten in Prüfungssorgen stecken? Für die Wahl des neuen Präsidenten sprach vor allem die Tatsache, daß die Statuten sowie die Wahlordnung zwar den Fall nicht vorsehen, ihn aber folglich auch nicht ausschließen. Der einzige „Krisenartikel“ ist der Art. 25, der für den Fall des Rücktrittes eines Vorstandsmitgliedes die Ergänzung ipso iure vorsieht. Das ist auch geschehen. Der Präsident wird vom Vorstand gewählt. Das ist auch so gemacht worden. Was die Bestätigung von seiten der Vollversammlung anlangt, war ihre rechtliche Tragweite schon unter der alten Wahlordnung, die diese tatsächlich vorsah, nicht eindeutig; auf jeden Fall ist sie aber in der seit 22. Dezember 1965 in Kraft getretenen Wahlordnung nicht mehr vorgesehen. Die nächste Vollversammlung wird deshalb zusammen mit dem Vorstand auch den neugewählten Präsidenten entlasten oder auch nicht; diese Tatsache hat aber auf die eindeutige Legalität der Wahl Zelgers keinen Einfluß: sie betrifft ausschließlich die ordnungsgemäße Entlastung des Vorstandes (Präsidenten) am Ende eines ordentlichen Geschäftsjahres. Von diesen rechtlichen Erwägungen abgesehen, hat aber vor allem die Überzeugung den Vorstand dazu gebracht, diese Lösung für die Krise zu finden, daß im Grunde der Ursprung der Schwierigkeiten nicht nur in unglaublichem Maße verstellt und verzerrt worden ist, sondern daß dieselben mit gutem Willen leicht hätten sofort auf kollegiale Weise überwunden werden können. Der Vorstand sieht auch trotz all dem bedauerlicherweise Geschehenen die konkrete Möglichkeit, die Lage baldmöglichst zu normalisieren, bzw. in das rechte (sach-

liche) Licht zu rücken. Was den eigentlichen Zankapfel anlangt (Beziehungen der SH zum Kulturinstitut auf Grund des Falles Stuffer) ist der Vorstand vollkommen überzeugt, daß alles im Grunde nur ein technischer Zwischenfall war, der bedauerlicherweise zu solchen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat, der aber objektiv und sachlich betrachtet, auf keinen Fall eine „neue Richtung“, bzw. Haltung der SH, bzw. des Vorstandes symbolisiert oder heraufbeschworen hat. Die SH betrachtet sich nach wie vor als eine Vereinigung aller Südtiroler Hochschulgruppen, die auf keinen Fall politisch mißbraucht werden will und wird. Da dies von seiten der einen Richtung (z. B. Kulturinstitut) nicht versucht wird, wird dies die SH erst recht nicht von seiten der anderen Richtung gestatten. Dieser einfache, aber ernstgemeinte Standpunkt wird nicht nur von der überwältigenden Mehrheit der Südtiroler Hochschulgruppen geteilt, sondern ihn auszuführen und durchzuführen, soll und wird Aufgabe des Vorstandes sowie des Präsidenten Pepi Zelger sein. Diese Tatsache sollte doch die vergangene Krise des Vorstandes endgültig in ihr rechtes Licht rücken.

Referent für Studentitelanerkennung
Joachim Bonell

Pepi Martiner

Zur Stellungnahme der „Dolomiten“ vom 9. April 1966 auf die von mir veröffentlichte Entschließung der Hochschulgruppe Mailand-Pavia in der deutschen Rubrik des „Alto Adige“ vom 3. April 1966 möchte ich folgendes klarstellen:

1. Gerne hätte ich die Entschließung der Hochschulgruppe Mailand-Pavia in den „Dolomiten“ veröffentlicht; die Tatsache jedoch, daß analoge Stellungnahmen anderer Hochschulgruppen (siehe z. B. Alexander Langer und Siegfried Stuffer) ebenfalls nicht veröffentlicht wurden, gab mir zu verstehen, daß jeder Versuch nutzlos wäre. Um nicht von unerwünschten Nebenwirkungen gereizt zu werden, hätte das „Tagblatt der Südtiroler“ schon längst gut daran getan, allen gutgemeinten Stimmen ein Plätzchen einzuräumen, sollten sie sich auch nicht mit der „offiziellen Linie“ decken.
2. Die Entschließung der Hochschulgruppe Mailand-Pavia geht nicht auf meine persönliche Initiative zurück. Sie war das Ergebnis einer Diskussion über das Protokoll der Vorstandssitzung vom 25. Februar; trotz verschiedener Standpunkte waren sich alle anwesenden Hochschulgruppen darüber einig, das Vorgehen des Kulturinstitutes und des Expräsidenten Zanon als undemokratisch und illoyal zu brandmarken. Übrigens, die Entschließung drehte sich ja nicht um die Person Stuffers, sondern um die Art und Weise, wie gewählte Vertreter der Südtiroler Hochschülerschaft behandelt werden. Die Behauptung, fast niemand der Hochschulgruppe Mailand-Pavia kenne Stuffer persönlich, ist ebenfalls unrichtig.
3. Aus der Tatsache, daß Meinungen von Südtiroler Hochschülern gegebenenfalls mit denen der Tagespresse nicht übereinstimmen, hat man noch keine guten Gründe, daraus die Folgerung zu ziehen, daß diese nicht in der Sache sind, mit dem eigenen Kopf zu denken.
4. Mit etwas gutem Willen ist es nicht schwer, Diskussion von Demagogie zu unterscheiden. Ich glaube, die Südtiroler Hochschulgruppen sind sich bereits darüber im klaren, auf welcher Seite „allzu durchsichtige demagogische Mittelchen“ Anwendung gefunden haben.

Pepi Martiner
Via C. Menotti 7, Milano

Vorschläge zu einer Regelung der Zusammenarbeit Südtiroler Kulturinstitut-Südtiroler Hochschülerschaft in Sachen Meraner Hochschulwochen

In Anbahnung der von der Vollversammlung der SH 1966 beschlossenen Motion „Die Vollversammlung der Südtiroler Hochschülerschaft beauftragt den neuen Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft bei der Gestaltung der Meraner Hochschulwochen das Mitspracherecht der SH geltend zu machen“ (nach Protokoll — gez. Josef Zeiger) und zur zukünftigen Information der mit diesen Fragen Beauftragten der SH, die für diese weitgehend sein soll, schlagen wir vor:

1) Gestaltung und Programmierung

1. Vorbereitende Phase

1. Am Ende der Hochschulwochen ist eine Diskussion zu veranstalten, in der Hochschulüber die abgelaufenen Wochen diskutieren und Vorschläge zu Themen machen, die für andere Jahre in Frage kommen könnten.
2. Die Hochschülerschaft kann bis zu einem gewissen Termin (Ende November-Weihnachten) Vorschläge, Wünsche und Anregungen zur Programmierung und Gestaltung der nächsten Hochschulwochen unterbreiten. Diese Vorschläge, Wünsche, Anregungen usw. werden von dem Studenten vorerst dem Vorstand bzw. dem Kulturreferenten der Südtiroler Hochschülerschaft vorgelegt, von diesen geprüft und schließlich dem Südtiroler Kulturinstitut weitergeleitet.
3. Das Kulturinstitut nimmt sich der Vorschläge an und berücksichtigt sie bei der Planung. Falls ein Vorschlag vom Kulturinstitut nicht angenommen werden kann, begründet das Kulturinstitut dies gegenüber dem Vorstand und dem Kulturreferenten der Hochschülerschaft schriftlich innerhalb eines angemessenen Zeitraumes.

II. Stadium der Ausarbeitung des Programmes

1. Die Hochschülerschaft hat das Recht, an allen wichtigen Sitzungen und Besprechungen über die Programmierung und Gestaltung der Hochschulwochen durch Vertreter teilzunehmen. Die Vertreter sind Vorstandsmitglieder und vom Vorstand delegierte Mitglieder der Hochschülerschaft. Die Zahl der Vertreter soll beschränkt bleiben, darf aber auch nicht zu klein sein.
2. Die schriftliche Einladung zu den Sitzungen und Besprechungen muß rechtzeitig erfolgen, so daß die Hochschülerschaft in der Lage ist, die geeigneten Vertreter zu benachrichtigen.
3. Wichtige Unterlagen, wie provisorische Konzepte, vorläufige Programme sind der Hochschülerschaft eine Woche (wenigstens) vor der entsprechenden Sitzung zuzustellen, damit diese in der Lage ist, sich entsprechend vorzubereiten.
4. Die bei diesen Sitzungen und Besprechungen von den Vertretern der SH vorgebrachten Vorschläge, Einwände und Stellungnahmen müssen diskutiert werden. Das Protokoll dieser Sitzungen, in dem die Beiträge der Hochschülerschaft und ihre Behandlung aufscheinen, ist nach Wunsch der Hochschülerschaft zugänglich zu machen.
5. Sollte es im Laufe der Jahre einmal vorkommen, daß die Hochschülerschaft oder ihre Vertreter aus Gründen der Interessiertheit von dem Recht der Beteiligung, wie es in diesem Programm der Zusammenarbeit aufscheint, nicht Gebrauch macht, so entbindet dies im weiteren das Kulturinstitut keineswegs von der Erfüllung der festgesetzten Regelung.

2) Der Hochschülerabend

1. Der uns bisher von Jahr zu Jahr zugestandene Hochschülerabend wird als eine bestehende Institution in die Meraner Hochschulwochen aufgenommen. Darüberhinaus wird der Hochschülerabend auch der diesbezüglichen Vorberatung vorangehende Nachmittag oder ein anderer Nachmittag zugestanden, so daß sie in der Lage ist, eine Randveranstaltung (Forumdiskussion, Vorträge von Hochschülern oder Südtiroler Jungakademikern usw.) zu organisieren. Diese beiden Veranstaltungen werden als Eigenveranstaltungen der Südtiroler Hochschülerschaft in das offizielle Programm aufgenommen.
2. Zusätzlich kann die Südtiroler Hochschülerschaft von Zeit zu Zeit eine Ausstellung junger Künstler im Rahmen der Meraner Hochschulwochen organisieren.
3. Die Finanzierung der Veranstaltungen der Hochschülerschaft gehen dem Südtiroler Kulturinstitut als Träger und Organisator der Hochschulwochen zu Lasten.
4. Die Hochschülerschaft verpflichtet sich, das Programm ihrer Veranstaltungen dem Kulturinstitut innerhalb eines gewissen Termins (Mai-Pfingsten) bekanntzugeben. Außerdem muß sie einen groben Voranschlag der Kosten dieser Veranstaltungen vorlegen.
5. Falls die Kosten dem Kulturinstitut als zu hoch erscheinen, kann es mit Begründung einen Höchstbeitrag ihrer Beteiligung festsetzen.
6. Das Kulturinstitut kann hinsichtlich des Programms selbst Einwände erheben oder Änderungsvorschläge machen. Dieser Einspruch darf, auch was die finanzielle Deckung betrifft, keinen Veto-Charakter annehmen. Die letzte Entscheidung liegt beim Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft; dieser übernimmt auch für die Hochschülerveranstaltungen die volle Verantwortung.

Vorschläge in organisatorischer Hinsicht zu den Meraner Hochschulwochen

Die Meraner Hochschulwochen sind für uns in erster Linie eine Stätte der geistigen Begegnung zwischen dem, was „draußen“ ist und uns. Wir möchten dort die Information und die Anregungen bekommen, die wir benötigen, um uns in feuchter Weise auseinanderzusetzen zu können. Im Wettbewerb und in der Auseinandersetzung der eigenen Güter und der eigenen Anschauungen mit denen der näheren und weiteren Umgebung sehen wir die Möglichkeit, uns geistig und akademisch zu betätigen. Diese Bildung soll in Meran angestrebt werden.

Um dieses Ziel zu erreichen, soll folgendes Grundsätzliches vorausgeschickt werden:

1. Die Hochschulwochen sollen in echter Weise europäisch und international werden, schon um den Untertitel, den sie tragen, zu bestätigen. Dazu ist es nötig, wenigstens ein Viertel der Vortragenden Professoren oder Dozenten aus dem nicht-deutschsprachigen Kulturraum zu bestellen. Es kommen natürlich nur Referenten in Betracht, die in der Lage sind, ihr Thema in deutscher Sprache vorzutragen. Es lassen sich viele Wissenschaftler finden, die diese Fähigkeit aufweisen.
2. Bei der Auswahl der Professoren für die entsprechenden Referate soll nicht die ideologische Farbe oder Bildung dieser Herren den Ausschlag geben, sondern die Zuständigkeit und Authentizität zum Thema. Die verschiedenen Meinungen und Thesen sollen möglichst vielfältig — also pluralistisch vorgebracht werden. Die Vielfalt der Geisteswelt soll durch die Vielfalt der Persönlichkeiten dargestellt sein, die in diesem Falle Träger oder Vertreter der wichtigsten in der Gegenwart vertretenen Theorien und Standpunkte sind.
3. So soll jeweils für die Hochschulwochen ein zentrales, aktuelles und interessantes Thema gewählt werden (z. B. Die moderne Gesellschaft — Kulturpolitik heute — Physik und Metaphysik in der heutigen Zeit), das dann im Laufe der Wochen von den verschiedensten Seiten her beleuchtet wird. Damit ergibt sich Einheitslichkeit, Hebersicht, echte Information, Aktualität usw.
4. Die Referenten müssen nicht alle Professoren sein. Es können durchaus auch fähige Dozenten, wie überhaupt Künstler, Regisseure, Schriftsteller, seriöse Journalisten usw. sein. Junge Dozenten haben oft viel Elan und sind morgen Träger der Wissenschaft. Vorteil: sie sind durchaus leichter zu engagieren als Professoren.

4. Auch ein junger Südtiroler soll nach Möglichkeit für jedes Jahr zu einem Vortrag verpflichtet werden. (Oder überhaupt ein Südtiroler.)
5. Alljährlich soll bei den Meraner Hochschulwochen zum Thema auch eine Forumdiskussion abgehalten werden. Dabei sind die diskutierenden Professoren so zu wählen, daß sie verschiedene Standpunkte oder auch verschiedene Perspektiven zum Thema vertreten. (Z. B. Naturwissenschaftler, Philosoph usw.)

7. Die Vorträge sollen in lockerer Form abfolgen. Die Abendvorträge sind zu reduzieren und andere Veranstaltungen an ihre Stelle zu setzen. (Z. B. Filmdiskussionen, Dichtervorlesungen, sonstige musische Veranstaltungen.) Der Teilnehmer soll nicht das Gefühl haben, daß er als Kulturkonsument angesehen wird, sondern die Folge der verschiedenen Veranstaltungen muß so gehalten sein, daß Abwechslung besteht und der Teilnehmer keineswegs ermüdet wird. Auch soll er das Gefühl haben, daß man ihm durchwegs Gelegenheit geben will, das herbstliche Meran zu erleben. Vorträge müssen verdaut und diskutiert werden. Meran soll neben dem Geistigen auch Natur und Musik bieten! Ein paar Nachmittage sind frei zu geben, so daß die Teilnehmer Kleinausflüge in die Umgebung machen können.

Unsere Vorschläge zu einzelorganisatorischen Fragen

1. Die Südtiroler, besonders die junge Generation, müssen auf breiterer Basis möglichst zahlreich für die Meraner Hochschulwochen angesprochen werden. Wir denken auch an andere Kreise, mit denen ein Kontakt für uns Studenten sehr nützlich wäre (z. B. Lehrer, Künstler, geistige Regie). Diese sind bewußt anzusprechen und zu beteiligen. (Andere Veranstaltungen zu gleichen Zeit sollen möglichst verschoben werden.) Vorträge Leute der Erfahrung, der Praxis kommen mit Studenten zusammen.
2. Der Einladung wird ein Willkommensprospekt (Blatt, Broschüre) beigelegt. Ein netter, geistreicher Text in ansprechender graphischer Aufmachung (Zeichnungen) soll für Meran stehen. Darauf muß auch ein einfacher Stadtplan sein, auf dem die wichtigsten Örtlichkeiten für den Teilnehmer der Hochschulwochen verzeichnet sind. Weiters werden wichtige und schöne Spazierwege und Ausflugsziele vorgeschlagen. Möglichst detaillierte Angaben sind zu machen, so daß der Prospekt als kleiner Führer für den Teilnehmer gelten kann. Auch sonstige Veranstaltungen sind anzugeben. Als Mitbelegende zeichnen die Südtiroler Hochschüler, auch auf den Boden in den verschiedenen Hochschulorten werden solche Broschüren aufgelegt. (Man kann eventuell ein Blatt mit einer kurzen Programmübersicht — das Interessanteste der kommenden Hochschulwochen — einlegen.) Außerdem sollen in den Buden auch Anmeldeformulare aufliegen.
3. Im Skolaten wird für die Hochschulwochen geworben. Das Wesentliche und Besondere der jeweiligen Hochschulwochen muß rechtzeitig aufgezeigt werden. Auch Neuentwürfen und Höhepunkte sind anzugeben.
 1. Ein Empfangsdienst durch Hochschüler muß in Meran am Anknüpfungstag organisiert werden.
 2. An den Hochschulorten soll durch Auflegen der Broschüre, durch Auflegen der Anmeldeformulare intensiv geworben werden. Die Hochschülerschaft bildet die Verbindungsmänner, das Werbepaket in den Buden gut sichtbar aufzuhängen.
 3. Ein mit den jeweiligen Hochschulwochen vertrauter spricht über diese und ladet die Hochschüler ein — möglichst kurz bei Vollversammlungen zu machen.
 4. Dem Einladungs schreiben des Kulturinstitutes an die Hochschüler wird ein Rundschreiben des Vorstandes, Kulturreferenten oder Präsidenten beigelegt. Darin muß auf die Mitarbeit des Vorstandes der SH hingewiesen werden.

Ausländer

1. Südtiroler Hochschüler müssen in die Lage versetzt werden, interessierte ausländische Kommissionen auf die Hochschulwochen aufmerksam zu machen und deren Anmeldung beim Südtiroler Kulturinstitut in die Wege zu leiten.
2. Die Anmeldungen müssen im Sekretariat des Südtiroler Kulturinstitutes erfolgen.
3. An den deutschsprachigen Universitäten sollen in den Aulen gut sichtbare Plakate der Hochschulwochen möglichst frühzeitig ausgehängt werden. Um eine wirkungsvolle Platzierung zu sichern, ist die Organisation der Hochschülerschaft einzuschalten.
4. Österreichischen und deutschen Kulturinstituten in Europa sowie den germanistischen Instituten der wichtigsten Universitäten in Europa soll das Plakat der Meraner Hochschulwochen geschickt werden. In einem beiliegenden Schreiben sollen sie kurz über die Meraner Hochschulwochen informiert werden. Der Zweck ist, ein kleineres Kontingent von deutschsprachigen Studenten aus nicht deutschsprachigen Ländern nach Meran zu bekommen, was die Interessanzahl und die Anregungsmöglichkeiten steigert. Außerdem wäre dies eine echte europäische Initiative.

Kost

Die Essensmarken werden pro Woche vergeben. Auf der Essenskarte soll der Name angeführt werden. Falls die zwei Küchen weiter bleiben und man die Leute wegen des unterschiedlichen Essens alternieren will (was sonst auch zu empfehlen ist, da man die Möglichkeit haben soll, alle Teilnehmer kennenzulernen und sich dies am leichtesten beim Essen ergibt), muß das einfach im Druck der Marken aufscheinen.

Unterkunft

Möglichst kleinere Schlafsäle. Am Anknüpfungstag sollen einige Studenten damit betraut werden, die Betten anzuweisen.

Einführungsend

Dieser wird von der Hochschülerschaft gestaltet (Motto: Studenten lernen Studenten kennen). Sie ist an diesem Abend Gastgeber.

Programm: Begrüßung der Kommissionen: in einem Saale sind alle versammelt. Ein kleines Essen wird serviert (man könnte das Abendessen und die übliche Jause am Abend zusammenschieben und es möglichst nett machen). Die Leute werden nach gewissen Prinzipien (Herkunft oder Studienfächer) verteilt.

Durch ein Mikrophon werden im großen und ganzen die Herkunftsorte, -länder, -gebiete genannt. Dies wird witzig kommentiert. Anschließend werden kleine Stegreifinterviews gemacht. Einbeize werden nach Grund und Anlaß ihres Herkommens gefragt usw. Zu zwanglosem Sichkennenlernen wird aufgefordert. Es werden nun einige Stunden im Geplauder verbracht. Eventuell später ein bis zwei Stunden Tanz. Das Panorama am Küchelberg ist für den Einführungs- und Abschiedsabend nicht günstig, da es schwer zu erreichen ist und ungünstige Räume hat.

Als Abschlussabend ist der Tanzabend beizubehalten. Hier könnte man sich überlegen, ob es nicht auch möglich wäre, die Veranstaltung teilweise im Freien (Terrasse, Garten) abzuhalten.

Falls die Vorschläge in den Punkten: Werbeschüre, einladendes Plakat, Adressen von Kulturinstituten und Universitäten auf Interesse stoßen, bin ich gerne bereit, unverbündelt eine Vorlage anzubereiten und sie Ihnen innerhalb eines bestimmten Zeitraumes zu unterbreiten. In diesem Falle bitte ich Sie, sowohl mit dem Auftrag und mit dem Termin anzugeben, als auch nach Möglichkeit das hierzu nötige Material zur Verfügung zu stellen.

2. Februar 1966

Sehr geehrter Herr Präsident!

Nach der Sitzung vom 14. Jänner 1966 gewannen wir den Eindruck, mit der Südtiroler Hochschülerschaft ein konstruktives Gespräch geführt zu haben. Um so mehr überraschten uns die drei von Ihrem Kulturreferenten gezeichneten Briefe, die keine Zweifel über das Klima aufkommen lassen, in welchem sich eine intensivere Zusammenarbeit zwischen Südtiroler Kulturstiftung und Südtiroler Hochschülerschaft in bezug auf die Gestaltung der Meraner Hochschulwochen entfalten sollte. Wir haben das Wesentlichste heraus:

1. Falls unser Standpunkt von den jeweiligen Vorschlägen der Südtiroler Hochschülerschaft abzuweichen sollte, müßte sich unser Institut durch eine schriftliche Begründung gleichsam verantworten.
2. Sitzungen in Sachen Meraner Hochschulwochen dürften wir nur im Beisein von Vertretern der Südtiroler Hochschülerschaft abhalten, und zwar unter Beobachtung von Vorschriften, die was praktisch nur die Rolle des Ausführenden zuzuschreiben.
3. Die Programme müßten nach Herrn Stuffer in einem solchen Ausmaß nach allen Seiten offenbleiben, daß die Veranstaltung im Sinne eines falsch verstandenen Pluralismus völlig richtungslos wäre.

Der Ton, in dem dies alles vorgebracht wird, ist, gelinde gesagt, ultimativ, Befehlend und unhöflich. Dem Herr Stuffer das Wort reden möchte, rindet an wie der Anspruch auf permanente Voraussetzbarkeit und prinzipielle, nach allen Seiten hinwärtig blasierte abgewinkelte Unverfänglichkeit. Eine solche Grundhaltung ist im Sinne unserer Statuten für uns unannehmbar. Die Programme der vergangenen Jahre zeigen übrigens deutlich, daß wir gegenüber den Gegenwartsproblemen Europas aufgeschlossen waren. Niemals war es unsere Art, die Tradition ihrer selbst wegen unkritisch zu pflügen, doch sehen wir in ihr einen Grundwert, den wir bei der Bewältigung der Probleme der Gegenwart und Zukunft einbeziehen müssen. Wir glauben außerdem, daß unser Südtirol nicht einer charakterlos verschwommenen Vielfalt zum Opfer fallen soll, sondern ein klares Gesicht haben und behalten muß, auch wenn es wach und mäßig die Entwicklung der modernen Welt mitvollzieht.

Aus diesen grundsätzlichen Erwägungen heraus sowie wegen des in seinen Briefen angeschlagenen Tones, ist es uns nicht möglich, das Gespräch über die Meraner Hochschulwochen mit Herrn Stuffer fortzusetzen. Wir senden Ihnen deshalb in der Anlage die Briefe zurück.

Wir legen aber Wert darauf, festzustellen, daß unsere Zusammenarbeit mit der Südtiroler Hochschülerschaft nicht nur fortgesetzt, sondern womöglich noch weiter ausgebaut werde. Wie ernst es uns damit ist, dafür fehlen wohl kaum die Beweise. Wir bitten Sie daher, Ihren Vorstand von der bedauerlichen Entwicklung in Kenntnis zu setzen, damit das Gespräch über die Meraner Hochschulwochen sehr bald in einem angenehmeren Klima und in fruchtbarer Weise fortgesetzt werden kann.

Mit freundlichen Grüßen

hochachtungsvoll das Südtiroler Kulturstiftung
Der Präsident gcz. Dr. Fritz Egger

Ihr geschätztes Schreiben, das mich heute erreichte, hat mich von den weiteren bedauerlichen Taten unseres Kulturreferenten Stuffer in Kenntnis gesetzt. Mit Aerger mußte ich feststellen, daß Kollege Stuffer seinen Auftrag, die bei der Sitzung vom 4. Jänner zur Sprache gekommenen Themen in schriftliche Form zu bringen, dazu mißbraucht hat, zusätzliche Schritte zu unternehmen, mit denen ich selbst und wohl auch der überwiegende Teil des übrigen Vorstandes nicht im geringsten einverstanden sein konnten und für die Kollege Stuffer nicht die geringste Kompetenz hatte; dies alles, ohne mich — auch nur oberflächlich — davon in Kenntnis zu setzen. Ich kann also nicht umhin, Sie darauf zu bitten, diese Schritte als — freilich unangebrachte — Privatvorstellung zu werten.

Um nun auf die einzelnen von Ihnen angeführten Punkte einzugehen, möchte ich folgendes klarstellen. Der Inhalt des mit „Vorschläge zu einer Regelung der Zusammenarbeit...“ betitelten Doppelblattes war bei der erwähnten Sitzung vom 14. Jänner nicht besprochen worden, und zwar nicht aus Zufall. Bei unserer jüngeren Vorbesprechung hatte ich nämlich Gelegenheit gehabt, den Inhalt des „Dokumentes“ in großen Zügen zu erfahren, und hatte darauf den Kollegen Stuffer gebeten, bei der Sitzung im Kulturstiftung von einer Behandlung desselben abzuschrenken, da ich einerseits der Meinung war, daß es bei der Tagesordnung unvereinbar wäre, und andererseits sofort geltend machte, daß ich mit den genannten Forderungen und mit der Art der Abfassung auch nicht annähernd einverstanden wäre. Um so mehr staunte ich, daß ich feststellen mußte, daß Kollege Stuffer das „Dokument“ eben auf Umwegen zu Ihre Adresse zu schmeicheln gewagt hatte. Was andererseits Stuffers unermüdliche, minnebr geradwegs monoton wirkende Forderung nach Pluralismus betrifft, bin ich mit Ihren Ansichten und Argumenten mehr als einverstanden. Pluralismus kann unter Umständen etwas sein, mit dem man sich abfinden hat; ich sehe aber ebenso wenig wie Sie ein, weshalb wir die Rolle der Gärtner spielen sollten, die Pluralismusanlagen hochzuzüchten hätten. Ich kann Sie jedoch versichern, daß Kollege Stuffer beim Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft um allerdingsten um dieser Forderung Glück haben wird.

Bei der nächsten Vorstandssitzung, die für den 25. Februar festgesetzt ist, werde ich all das zur Sprache bringen. Jedenfalls mußte ich feststellen, daß Kollege Stuffer mein Vertrauen erneut mißbraucht hat und daß es für die Zukunft besser sein dürfte, keine weitere Risiken diesbezüglich einzugehen. Den Vorstand werde ich davon zu überzeugen suchen, daß er aus der ganzen Affäre, oder besser gesagt, aus den ganzen Affären die nötigen Konsequenzen ziehen und jede Fortsetzung der uns satzungsmäßig abgespielten Tragödie für die Zukunft unterbinden möge. Ich für meinen Teil wäre jedenfalls nicht mehr länger für eine Zusammenarbeit mit dem Kollegen Stuffer nach dem bisherigen Muster zu haben.

Da es mir aus technischen Gründen nicht möglich ist, den Vorstand sofort einzuberufen, bitte ich Sie, nochmals mit uns Geduld zu haben.

Abschiedsland erlaube ich mir, Sie und die Herren Ihres Institutes freundlich zu grüßen.

Hochachtungsvoll für die Südtiroler Hochschülerschaft
gezeichnet Heinz Zanon

die mauer

man könnte es so beschreiben: einer stößt auf seinem wege unvermutet auf eine nicht allzuhohe mauer aus kleinen steinen welche gänzlich von cfou und gestrüpp überwachsen quer über seiner straße liegend ihm am weitergehen hindert. er bemerkt die mauer erst im allerletzten augenblick. vielleicht hatte er die letzte strecke seines weges in gedanken versunken zurückgelegt — vielleicht auch hatte ihn die beobachtung der umgebenden landschaft allzusehr in anspruch genommen. nun aber richten sich alle seine kräfte und gedanken auf diese mauer. um seinen weg fortssetzen zu können muß er die mauer wegräumen oder besser gesagt stein für stein abtragen. er könnte auch dort stehen bleiben, wo er angekommen ist und seine reise damit als abgeschlossen betrachten oder sich abseits hinsetzen das gesicht abwenden und so tun als wäre die mauer nicht da. aber das gehört nicht zum charakter dieses mannes — er ist außerdem noch viel zu jung und ehrlich um einen derartigen kompromiß in betracht zu ziehen. also beschließt er sich der mühseligen aber immerhin übersehbaren arbeit zu unterziehen. er beginnt als erstes das gestrüpp abzureißen. dieses ist viel dichter üppiger und verwachsener als es im ersten augenblick aussah. schon viele jahre muß es hier ungestört gewuchert haben. er muß ziemlich kraft aufwenden um die dicken ranken von ihrer zähen anklammerung zu lösen und als es ihm gelungen ist einen teil der mauer freizulegen sind sein ge-

sicht und seine hände von den stacheln zerkratzt. mit erneutem eifer macht er sich an die arbeit: er beginnt mit der vordersten reihe der steine. aber jetzt erst sieht er daß die steine gar nicht so klein sind wie es zuerst den anschein hatte und die mauer nicht so niedrig wie er im flüchtigen hinsehen gemeint hatte. die steine scheinen unter seinen händen zu wachsen und riesenformen anzunehmen. außerdem werden sie immer schwerer so daß er sie bald kaum noch von der stelle bewegen kann. oder vielleicht erscheint ihm dies nur so weil die hitze immer unerträglicher wird und die sonne seinen rücken und nacken verbrennt. trotzdem arbeitet er weiter verbissen und vom wollen beseelt. schweißperlen stehen auf seiner stirne — seine hände sind weiß vom mörtel zwischen dem das blut in schwarzen rinnsalen heruntertropft. er kann nicht mehr aber ein blick auf die geringe menge von steinen die er erst entfernt hat läßt ihn immer noch nicht aufgeben. seine bewegungen sind von hitze und erschöpfung schon ganz langsam geworden ebenso seine gedanken die sich auf nichts anderes mehr richten als auf den stein den seine starren finger gerade umfassen. sein rücken schmerzt wie eine einzige wunde und wo seine haut der glühenden sonne ausgesetzt ist bedeckt sie sich mit vielen kleinen bläschen und wenn diese durch die anspannung der muskeln platzen entstehen hunderte von winzigen stechenden rissen in seinem fleisch. um den schmerz in seinem rücken

zu verringern bleibt er in gebückter haltung und bewegt nur mehr seine arme in ungemein langsamen und schleppenden bewegungen denn immer noch gibt er nicht auf. jedoch als der abend kommt sind alle seine kräfte aufgezehrt. er muß sich auf den boden setzen und seit stunden zum ersten mal sieht er wieder in die weite ebene hinaus. immerfort denkt er ob nicht jemand kommen möge und ihm helfen beim wegräumen der mauer aber es ist alles unendlich still um ihn. wohl sieht er in der ferne menschen gehen kleine schwarze figuren vor dem riesigen himmel aber sie gehen in ganz andere richtungen als die seine und keiner nähert sich ihm auch nur so weit daß er ihn hätte anrufen und herbiten können. also wendet er sich wieder der mauer zu und ein süßes gefühl des friedens durchläuft ihn plötzlich jetzt da die hitze ein wenig nachgelassen hat und ein erfrischender wind über seine glieder streicht. immerfort starrt er die mauer an und er bemerkt daß ein schein von ihr ausgeht der immer größer wird je mehr die dunkelheit zunimmt. es ist ein magisches und doch irgendwie tröstendes licht — nur ist der mann zu müde um sehr lange auf die geheimnisvoll strahlende mauer zu schauen. langsam sinken ihm die lider vor die augen — sein körper fällt nach hinten auf die großen scharfkantigen steine die sich von seinem blute verfärbt. aber dieses spürt er nicht mehr denn es ist längst dunkel um ihn geworden.

birgid rauert

Philosophisches



Der Holzweg

Da war einmal ein ganz Gescheiter,
der sagte sich: »So gehr's nicht weiter.
Wir sind am Holzweg, irgendwie
hast du versagt, Philosophie!«
Dieser Erkenntnis auf den Fuß
folgte sogleich auch der Entschluß,
zu sprengen all die Irrtumsketten,
um so das Abendland zu retten,
Und ohne Zaudern fing er an, —
natürlich nicht auf alter Bahn,
was doch vergebens, ja von Sinnen,
nein ganz von vorn wollt' er beginnen.
Ganz vorne aber wiederum
stand alles nur so blöd herum.
Zwar waren alle Dinge da,
doch ohne Grund und Ordnung, tja —.
Das reinste Chaos war die Welt,
da stand er denn, der Geistesheld,
kratzte vorlegen sich am Kopf
und suchte den berühmten Zopf.
»Am besten«, sagte er sich dann,
»fang ich mit einer Frage an.
Die Frage ist doch unverbindlich,
dabei natürlich, offen, gründlich.«
Doch kaum gesprochen und gedacht,
regte in ihm sich ein Verdacht:
»Die Frage —, wie?, ist sie nicht schon
verbotener Wege böser Lohn?«
»Die Frage ist nicht einfach da
wie irgendein deus ex machina,
sie stammt von mir, ich bin nicht blind,
sie ist nichts andres als mein Kind.«

»Ich darf ihr drum nicht blind vertrauen,
darf nicht auf ihr gleich weiterbauen,
ich muß sie erst in Frage stellen,
dann wird sich mancherlei erhehlen.«
»Au weh«, entfuhr es da dem Mann,
betroffen hielt er wieder an.
»Woher die Frage nach der Frage?
Das ist 'ne ganz verzwickte Lage!«
Ein Abgrund tat sich vor ihm auf,
erlahmte ihn in seinem Lauf,
er sah — es schien ihm purer Hohn —
eine entsetzliche Vision:
Ein Untier, schrecklich zum Erbleichen,
der Form nach wie ein Fragezeichen.
In einem schaurig-wilden Tanz
schnappt es nach seinem eignen Schwanz.
Und kann ihn nimmermehr erreichen!
— Man denke an das Frage-Zeichen —.
Es mag sich drehen wie es will,
das alles nutzt ihm gar nicht viel.
Und dann auf einmal, welch ein Graus,
speit es 'nen zweiten Drachen aus,
der gleicht dem Vater voll und ganz,
auch er schnappt nach dem eigenen Schwanz.
Der Spuk ist damit noch nicht aus,
der zweite speit 'nen dritten aus,
und so geht's weiter, ohne Ende,
der Philosoph ringt seine Hände.
Voll Abscheu wendet er sich ab,
gräbt der Vision ein tiefes Grab
und murmelt: »So geht's auch nicht weiter!«
Ja, das war wirklich ein Gescheiter.

Victor Guarda

Der Nix

Ein Nix bewohnte ganz allein
das Meeresschloß Korallenstein.
Er lebte dort schon lange Zeit
und wußte nichts von Lärm und Streit.
Nach dreimal hundertfünfzig Jahr
war ihm zuletzt nicht mehr ganz klar,
Ob er denn wirklich lebt und lebt
und nicht nur so im Buche steht. —
So schwamm er denn trotz schwerer Gicht
dereinst hinauf ins Tageslicht.
Es stand am Ufer eben da
ein Mann, der in das Wasser sah.
Und weil er Brille trug und Bart,
hieß ihn der Nix für sehr gelahrt.
Ihm klagte er sein großes Leid,
der Mann tat gleich sehr hilfsbereit.
Es brauchte keine lange Bitte,
so ist's bei Philosophen Sitte. —
Bedächtig schüttelt er den Kopf
und meint: »Ihr seid ein armer Tropf.«
»Denn nach der Logik deduziert
seid keiner ihr, der existiert.«
»Ihr paßt, so lautet das Problem,
in kein vernünftiges System.«
»Weil es ein Sein, halb Fisch, halb Mann,
im Grunde gar nicht geben kann.«
»Schon Euer Name ist verdächtig,

ich möcht fast sagen unheilträchtig.«
»Man nennt Euch Nix, das heißt vordem
hat man das Nichts Euch angesehen.«
»Ihr scheint zu sein und seid doch nicht,
weil es Euch an Substanz gebricht.« —
Dem Nix schien das ein böser Streich,
trotz Schuppenhaut ward er noch bleich.
»Wie? Was?«, so stottert er daher,
»ein Nix wär Nichts und garnichts mehr?«
»O sagt, beim heiligen Schoß der Wellen,
kann man Substanz nicht nachbestellen?«
Dem Philosophen tat's zwar leid,
doch klar gab er dem Nix bescheid:
»Substanz als Hypokcimenon
ist unerschwinglich lieber Sohn.«
»Man hat sie oder hat sie nicht,
wie Aristoteles schon spricht.«
»Mein Freund, lernt Euer Los ertragen,
den Sprung hinein ins Nichts zu wagen.«
»Was man nicht ist, das wird man nie,
doch auch das Nichts ist — irgendwie.«
Dem Nix gelang's trotz dieser Lehren
nicht, sich der Tränen zu erwehren.
Er schwamm davon und ward seitdem
von keinem Menschen mehr gesehn. —
Ob Nix, ob Nichts: wir wollen hoffen,
daß er nicht jämmerlich ersoffen.

Victor Guarda



GEDANKEN ÜBER KULTUR

Es ist nicht leicht festzustellen oder zu bestimmen, was Kultur eigentlich ist oder heißt. Einfach vom etymologischen Wort-sinn auszugehen, kann zwar eine Hilfe bedeuten, aber offenbar die Frage nicht zu-reichend beantworten: „cultura“ von „co-lere“... Bildung also. Ist Kultur damit genügend umschrieben?

Vielleicht kann die Antwort sogar be-friedigen, doch muß man sie richtig ver-standen. Es sei gleich vorweggenommen, daß Kultur nicht aus reinem Wissen be- stehen kann, daß sich also eine Ansamm- lung von Kenntnissen, so allgemein und weitreichend sie auch sein mögen, niemals darum schon Kultur nennen kann. Auch genügt eine instinktiv-menschliche Ge- mütsreaktion noch nicht, um echte Kultur zu sein: manchmal will man mit dem Wort „Herzenbildung“ solche Erscheinungen dem Bereich der Kultur zuweisen, viel- leicht auch mit einer leisen Polemik ge- gen die andere, die „Wissenskultur“.

Wenn wir nun versuchen wollen, eine andere und umfassendere Bestimmung des Begriffes Kultur und seines Inhaltes zu finden, müssen wir uns bemühen, den Bogen so weit zu spannen, daß er tatsäch- lich alle menschlichen Kulturformen in sich zu fassen vermag.

In erster Annäherung muß Kultur wohl bedeuten, daß der Mensch sich seiner Umwelt bewußt wird und sie zu begrei- fen versteht. Sobald nämlich ein Mensch Klarheit gewonnen hat, welches „seine“ Welt ist, wie er sich dazu stellt und wie diese Welt im Verhältnis zu ihm aussieht, ist schon ein großer Schritt auf dem Wege zu jener Bildung, die wir als Kultur be- zeichnen, getan. Dieser ersten Bewußtwer- dung des Menschen, die wir vielleicht als eine Art Bestandaufnahme ansehen kön- nen und die in der Erkenntnis und dem Wissen ihren Niederschlag findet, muß notwendig ein Begreifen folgen. Nur wer seine Welt — natürlich soweit sie ihn an- geht und er direkt mitlebt — auch zu begreifen vermag, kann wahrhaft eindrin- gen in die Gegebenheiten, denen er sich gegenübergestellt sieht und denen er be- gegnet. Jede Begegnung des Menschen mit einer Wirklichkeit, die er nicht nur kennt, sondern auch in ihrem Wesen und ihren Gesetzen begreift, bereichert und bildet ihn. Es ist klar, daß jeder Mensch in an- derer Weise und in je verschiedenem Maße seine Umwelt kennen und begreifen wird und also einen je verschiedenen Grad die- ses Bewußtseins erlangen wird. Das be- deutet deshalb aber noch nicht, daß nur jener der Kultur fähig wäre, der eine gewisse Höhe in Kenntnis und Wissen erreicht hat: Bewußtwerden und Begreifen ist jedem in den ihm eigenen Grenzen und Maßstäben aufgegeben.

Bleibe der Mensch aber beim Begrei- fen stehen, könnte man höchstens von einer passiven Aufnahme sprechen, die als solche noch keine Eigenleistung des Menschen darstellte (abgesehen von einer genauen und wahrheitsgetreuen Rezep- tion). Um wirkliche und wirksame Kultur zu werden, muß dem Erkennen und Be- greifen ein Bewältigen folgen; dieses Be- wältigen darf jedoch nicht einfach bedeuten, daß man sich den erkannten und be- griffenen Inhalt schlechthin aneignet, son- dern muß darüberhinaus eine kritische Stellungnahme und eigene Interpretation geben. Echte Kultur schließt eine wer- tende Gegenüberstellung mit ein, in der sich der Mensch Klarheit sucht über Wert oder Unwert, Annehmbarkeit oder Ableh- nung, Gültigkeit oder Sinnlosigkeit jener Inhalte, mit denen er sich begegnet und an denen er sich messen muß. Bewältigen heißt also, in einer eigenen Kritik eine Be- ziehung zu dem gewinnen, das uns um- gibt und in unserem Leben Bedeutung hat. Selbst wenn unser Urteil in allem positiv oder negativ sein sollte (was schwerlich der Fall sein dürfte), kann sich die Kultur einer solchen Wertung und selbständigen Beurteilung nicht entziehen. Andernfalls ist die Bewältigung nicht gelungen und auch die Aneignung war nicht echt, nicht

wahrhaft errungen und aus Ueberzeugung vollzogen. Darum kann wohl eine echte und tiefgehende Kultur ohne die Ausein- dersetzung, den Vergleich, die Begegnung, den fruchtbaren Austausch und das Ge- spräch überhaupt nicht bestehen, und sollte auch das Gespräch und der Ver- gleich damit enden, daß sich die Aus- gangspositionen gar nicht ändern: zumin- dest wurde größere Klarheit und echtere Sicherheit gewonnen und die Gültigkeit der Standpunkte in der Auseinander- setzung erprobt. Kultur ist darum auch Be- gegnung: wenn nicht materiell, gegen- ständlich, so doch zumindest geistig; not- wendig ist also jede Kultur — und stam- me sie aus der Klause eines einsamen Ge-lehrten — zwischenpersönlich.

Ueber das Erkennen, Begreifen, Bewäl- tigen und Vergleichen hinaus hat die Kul- tur und wer sie verwirklicht noch eine Aufgabe: sie muß Eigenes schaffen und zu einer je neuen, d. h. selbst erworbenen Synthese menschlicher Werte kommen. Vielleicht ist das schon mit dem Vorigen genügend erläutert; vielleicht aber bedarf diese Forderung noch einer Erhärtung. Es mag gut sein, diese letzte Forderung nicht an alle zu stellen, jedenfalls in die- ser Form. Ist doch schon auch die selb- ständige Bewältigung und kritische Inter- pretation eines gegebenen Kulturinhaltes schöpferische Tätigkeit im wahren Sinn des Wortes. Wer darüberhinaus noch die Fähigkeit und die Gabe hat, muß aller- dings einen weiteren Beitrag leisten: er muß sich bemühen, eigene Antworten auf seine Fragen zu finden, er darf sich nicht mit dem Nachdenken bereits gedachter Gedanken begnügen und sich nicht auf die Wiederholung bereits geübter Tätigkeit beschränken; er hat die Aufgabe, neue Vorstöße zu wagen, die letztlich wohl immer auf das eine und einzige Ziel jeder Kultur hinführen: der Zeit und den Um- ständen entsprechend die menschlichen Wirklichkeiten wahrhaft menschlich zu ge- stalten und in diesem Bemühen immer weiter und immer tiefer zu gehen, immer mehr den je veränderten äußeren Um- ständen folgend und vor allem immer mehr auf sie einwirkend, damit sie den Weg gehen können, der dem Menschen am meisten entspricht. Darum wird je- der Mensch, der eine hohe kulturelle Reife erlangt, auf die Wirklichkeit einwirken und sie immer weiter verändern und ver- vollkommen, mit dem Mut und der Kraft, die die menschlichen Dinge in ihrer Geschichtlichkeit erfordern.

Zwei Folgerungen scheinen sich hier zu ergeben: einmal die unmittelbare, daß in dieser Weise die Kultur nicht Sache eini- ger weniger und bevorzugter Menschen ist, die durch ihren Studiengang dazu eine besondere Berufung erhalten haben. Wohl haben diese Menschen eine ganz beson- dere Aufgabe und müssen darin eine ihnen eigene und anvertraute Sendung sehen, die also auch bestimmte Anforderungen stellt. Doch darüberhinaus ist jedem Men- schen die Möglichkeit und der Auftrag gegeben, Kultur zu wirken und zu erleben, da sie zu jenen eigentlich menschlichen Werten zählt, die zu seinem ureigensten Wesen gehören. Darum muß auch jedem Menschen die Möglichkeit gegeben wer- den, sich die ihm erreichbare und aufge- gebene Kultur auch tatsächlich anzueig- nen.

Die zweite Folgerung ist nicht so sicher, sie ist eher eine Frage: wieviele Kulturen gibt es? Kann man schlechthin von einer östlichen und westlichen, christlichen und marxistischen, liberalen und konserva- tiven Kultur sprechen? Eher ist die Kultur als solche wohl eine einzige, ein „modus vivendi“, eine Aufgabe, die von verschie- denen Menschen eben verschieden gelöst wird und wie alle menschlichen Tatsachen der geschichtlichen Umstände Rechnung zu tragen hat. Mit einer solchen Auffas- sung öffnen sich der menschlichen Begegnung und dem Dialog neue Türen, die von alten Barrieren nichts mehr wissen.

Alexander Langer (Florenz)



ALBERT CAMUS

Wir danken der Studentenzeitung
„initiative“
(Bonn, Rheinweg 34) für die Abdruck-
erlaubnis.

Am 4. Jänner 1960 verunglückte bei einem Autounfall auf der Straße Sens—Paris in der Nähe des Dorfes Villeblevin Albert Camus, Philosoph und Moralist, Dichter, Journalist und Zeitkritiker. Er war 47 Jahre alt und verfügte wie kaum ein zweiter Schriftsteller seiner Zeit über die Herzen der Jugend. -- Für den, der sich noch nicht mit der Phrase, daß jeder ersetzt werden könne und keiner unentbehrlich sei, getröstet und abgefunden hat, für den ist und bleibt der zu plötzliche Tod Camus etwas Unbegreifliches, etwas Ungerechtes und Belastendes.

„Weint nicht. Nein, nein, ihr sollt nicht weinen! ... erinnert ihr euch an sein Lachen? Zuweilen lachte er ohne Grund. Wie jung er war! Jetzt lacht er gewiß bestimmt nicht, das Gesicht an die Erde geschmiegt!“ Aufgefordert, ein Stichwort anzugeben, welches das Leben Camus treffend umschreibt, so würden wir antworten: Konsequenz. Camus ist sich selbst treu geblieben. Aber der Konsequenz stand eine außerordentliche Ehrlichkeit zur Seite, die ihn immer wieder zwang, die Fragen neu zu stellen und die Antworten in Frage zu ziehen. Eine Haltung, die es ihm nie gestattete, einen Mittelweg zu gehen. „Denn für ein stolzes Herz gibt es keinen Mittelweg. Es gibt Gott oder die Zeit ...“ Jeder Mittelweg, auch der gutgemeinte, auch der im Augenblick vernünftigste, der unauffälligste, ist eine Beschränkung, die den Menschen von der Forderung des „Alles oder Nichts“ abzieht, was ist mehr, er ist eine feige Flucht, eine Desertion, „Intelligenz und Wahrhaftigkeit sind die Züge, die die Menschen, die Camus begegneten, am stärksten berührten. Sie prägten sich aus in seiner sittlichen Haltung, ... seiner Entschlossenheit, immer auf die Gründe jeder Entscheidung zurückzugehen und sie im klaren Licht des Gewissens zu beurteilen.“ (R. P. Bruckberger OP).

Sein erster Roman (Der Fremde) schließt mit dem Hinweis auf „die zärtliche Gleichgültigkeit der Welt“. Hier war sein Ausgangspunkt gewesen. Dann waren die schweren Jahre der Widerstandsbewegung gekommen, die für Camus das Ende eines soviel zitierten Nihilismus bedeuteten. Er sagt später einmal rückblickend von dieser Zeit: „Da waren wir also, und schlugen uns trotz alledem gegen die Nazis auf. Und folglich haben wir alle einfach durch die Tatsache, daß wir lebten, Widerstand geleistet, und kämpften, irgendetwas bejaht.“ Nach dem Kriege veröffentlichte er „Die Pest“. Der zärtlichen Gleichgültigkeit der Welt stellte er jetzt die Hilfeleistung gegenüber dem Menschenbruder gegenüber. Zwar sagt er von den Freiwilligen, die in den Spitälern arbeiten, daß sie nichts anderes tun würden, als wenn man behauptet, daß zwei mal zwei vier ist. Jedoch kurz danach heißt es, „daß es hin und wieder notwendig sei, die Behauptung, daß zwei mal zwei vier ist, mit dem Leben zu bezahlen!“ Camus behauptete damals, Camus habe eine Art von Himmelfahrt angetreten. Er behauptete zynisch die Behauptung auch gemeint war, so genau charakterisierte sie doch Camus den Weg aus dem Nihilismus zu einem „tätigen Fatalismus“ und zur Revolte für die Menschen.

Alle Romane, Dramen und Essays, die jetzt geschrieben werden, nehmen in irgendeiner Weise das Thema der „Pest“ wieder auf, denn seitdem hatte für Camus die „Religion der Pestzeit“ begonnen, und sie konnte nicht die Religion aller Tage sein. Es bedarf keiner Frage, was das Wesen dieser Religion ausmacht. Camus kämpft für den Menschen. Er will ihm helfen, ihn verteidigen. Er leugnet Gott nicht, er will es sich versagen, glücklich zu sein, wenn nur ein einziger Menschenbruder leidet. Von daher gesehen hat Camus Atheismus weniger als systematisch Metaphysisches, etwas konzeptuell Materialistisches, als etwas starrsinniges. Und doch ist dieser starrsinnige Atheismus nicht von Zweifeln frei. Er hat den Glauben nicht, doch oft hat man den Eindruck, er zweifelt an seinem Glauben. Bernanos sagte von seinem eigenen Christenglauben: „Was ist der Glaube? Vierundzwanzig Stunden Zweifel, weniger eine Minute Hoffnung.“ Mir kam oft der Gedanke, daß Camus Zweifel diesem Glauben sehr verwandt ist“ (Bruckberger). Camus selbst hat sich nie für unfehlbar gehalten, so wie er es auch immer abgelehnt hat, sich zum Haupt einer Schule machen zu lassen.

In seiner Auseinandersetzung mit dem Christentum schafft Camus kein neues dogmatisches System, keine neue Metaphysik. Er ist ja viel mehr Moralist als Philosoph. Und so finden wir bei ihm an Stelle einer Metaphysik eine Anthropologie. Was Christentum verkürzt nach Ansicht Camus den Menschen, indem es ihm das Recht auf Revolte nimmt, auf Revolte gegen

Vielfältiger Sisyphos

das Unrecht. Und es tut es dadurch, daß es die Vergeltung für das Unrecht oder die Tilgung des Schmerzes und des Leidens in ein Jenseits verlegt. Camus war zu stolz, sich dieses Jenseits zu ersehnen, das ihm seine Erkenntnis verbot. „Jedesmal wenn ein Mensch revoltierte, stellte man ihm das Bild des exemplarischen Schmerzensmannes, Christus, entgegen. Christus hat gelitten, den Schmerz bewußt akzeptiert: also ist kein Leiden mehr ungerecht, jedes Leiden ist vielmehr schicksalhaft und notwendig. In einem gewissen Sinne wird also die totale Ungerechtigkeit für den Christen ebenso annehmbar wie die totale Gerechtigkeit.“ Christus, der historische Jesus von Nazareth, ist für Camus ein Mensch, der auf der Seite der Menschen stand und gegen das Böse rebellierte. Er wurde aber genauso betrogen wie die anderen Menschen auch. Er starb am Kreuz und ist tot. „Der betrogene Jesus ist nur ein weiterer Unschuldiger. Der Abgrund, den er überbrücken wollte durch seinen Tod, bricht wieder auf... Und so wird seiner Tisch geschaffen für einen neuen Ansturm auf einen feindlichen Himmel.“

Der Schmerz ist für Camus unannehmbar, und das Christentum ist nicht fähig, den Skandal des Schmerzes, des Bösen zu erklären. „Wenn das Böse zur göttlichen Schöpfung notwendig ist, dann ist diese Schöpfung unannehmbar. Wenn Gott zu seiner Verherrlichung die Tränen der Kinder braucht, so lehne ich diesen Gott ab. Ich behaupte, daß Gott eines solchen Preises nicht wert ist.“ So spricht Iwan Karamasov, der sein Heil ablehnt, wenn nicht alle Menschen es erlangen. Camus kehrt sich von Gott ab, und doch sucht er Zeit seines Lebens etwas, was er an seine Stelle setzen kann, denn er sieht, daß die, die Gott abschaffen, um den Menschen an seine Stelle zu setzen, zu brutaleren Diktatoren werden, als Gott es je gewesen war. „Von der uneingeschränkten Freiheit ausgehend, ende ich beim uneingeschränkten Despotismus.“ Camus sieht, daß die Revolutionen, die für den Menschen sein sollte, sich pervertieren und nur mehr um ihrer selbst willen hervorgerufen werden würde. Vielleicht hat er eine Antwort im Christentum gesucht und sie nicht gefunden. So sagte P. Bruckberger: „Stets verfolgte ihn die Vorstellung der Rolle, die die Christen in der Welt eigentlich spielen sollten. Wenn die Christen die ihnen in der Welt zufallende Rolle nicht spielen, dann fehlt nach seiner Meinung der Welt etwas Wesentliches. Die Christen müßten das Problem des Bösen noch einmal ganz neu durchdenken“, so sagte er mir oft, „und uns danach unmißverständlich und in einer zeitgemäßen Sprache sagen, was sie darüber denken.“ Camus Atheismus war also mehr, um mit André Espiau zu sprechen, eine Arbeitshypothese. Er wollte den Menschen, der in eine entmenschte Welt gestellt ist, der sich beziehungslos in einem Universum ausgesetzt sieht, der darüber hinaus das Vertrauen in die Konfessionen und Weltanschauungen Altouropas verloren hat — weil sie sich dieser Welt zu oft gleichförmig gemacht haben, und durch den Skandal ihrer inneren Zerrissenheit ein gerütteltes Maß dazu beitragen, daß das Bezugssystem abhanden kam — einen Platz anweisen, wo er zwischen Drahtverhauen und Konzentrationslagern ein menschenwürdiges Dasein führen kann.

Für Camus bedeutete es keine Freude, keine „fröhliche Wissenschaft“, daß Gott tot ist. Er hat darunter gelitten, und sein Humanismus ebenso. André Espiau schreibt: „Der Tod Gottes wurde für Camus der Ausgangspunkt eines menschlichen Bekenntnisses, das ein jäher Tod unterbrach... Dieses Bekenntnis bildet die vorgerückte Stellung eines der fundamentalsten Werte des heutigen Abendlandes, vielleicht sogar des einzigen, der im jetzigen Zustand des tief zerrissenen und laisierten Europa im Stande ist, den vollen und geeinten Einsatz aller Geister herbeizuführen. Ich meine den kompromißlosen Dienst an der menschlichen Person und Gemeinschaft, das leidenschaftliche Sicheinsetzen für die geistige Freiheit des Menschen in seinem Ringen gegen jedwede Form konzeptuellen und politischen Charakters des Kollektivismus und der Diktatur.“ Camus Humanismus bleibt jedoch nicht in der Theorie stecken. 1953 nimmt er auf Seiten der Berliner Freiheitskämpfer Stellung gegen die kommunistischen Diktaturen. Als 1956 der Freiheitskampf in Ungarn ausbricht, fordert er in einem offenen Brief die UNO auf, sich für die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht Ungarns einzusetzen. Als dieser Wille zur Freiheit und zum Menschsein durch russische T 34 brutal abgewürgt wird, hilft er aus eigener Tasche — es wurde erst nach seinem Tode bekannt — ungarischen Familien, sich in Frankreich eine neue Existenz aufzubauen. Die Religion der Pestzeit, die, wie wir sahen, nicht die Religion aller Tage ist und sein kann, und die im Jahre des ungarischen Freiheitskampfes in dem Roman „La chute“ noch einmal erschütternden Ausdruck annimmt, hat in Camus nicht einen Theoretiker, sondern ihre Verkörperung gefunden. Und das ist auch eine jener Seiten, die ihn so wohlthuend von den vielen — wenn auch noch so begabten — Schwätzern und Phrasendreschern abhebt. Die Religion der Pestzeit, das ist der Humanismus Albert Camus. Ihr Credo heißt: jederzeit auf der Seite der Opfer stehen, um das Unglück zu verringern. Der Kampf gegen das Unglück schafft die Solidarität; die Revolte schafft die Gemeinschaft der Menschen. „Das aber reißt den Menschen aus seiner Einsamkeit. Ich revoltiere, also sind wir!“ In dem Drama „Les Justes“, das die Rechtfertigung der Revolte zum Inhalt hat, läßt Camus den jungen Janek Kalajew im Gefängnis den anderen Gefangenen die Motive der Revolte durch eine Geschichte erklären — die Motive machen gleichzeitig den Kern der Religion der Pestzeit aus.

Kalj.: „Kennst du die Legende vom heiligen Dimity?“

Foka: „Nein, erzähle!“

Kalj.: „Er war in der Steppe mit dem lieben Gott verabredet und beeilte sich, um rechtzeitig zur Stelle zu sein, als er einem Bauern begegnete, dessen Karren im Dreck festgefahren war. Dann begann der hl. Dimity ihm zu helfen. Die durchweichte Erde war zäh, der Graben tief. Eine Stunde lang hatten sie alle Hände voll zu tun. Und als der Karren endlich draußen war, lief der hl. Dimity zum Stellichein. Aber Gott war nicht mehr da.“

Foka: „Na und?“

Kalj.: „Und so wird es Menschen geben, die immer zu spät eintreffen werden, weil es zu viele festgefahrte Karren gibt, zu viele Brüder, die auf Hilfe warten.“

„Sisyphos, der Sohn des Aeolos, der listigste aller Sterblichen, baute und beherrschte die herrliche Stadt Korinth auf schmaler Erdzunge zwischen zwei Meeren und zwei Ländern. Für allerlei Betrug traf ihn in der Unterwelt die Strafe, daß er einen schweren Marmorstein mit aller Anspannung seiner Arme und Beine eine Anhöhe hinaufwälzen mußte. Wenn er aber schon glaubte, ihn auf den Gipfel gestemmt zu haben, so wandte sich die Last um, und der tückische Stein rollte wieder in die Tiefe hinunter. So mußte der gepeinigte Verbrecher von neuem und immer von neuem wieder das Felsstück emporwälzen, daß der Angstschweiß von seinen Gliedern floß.“ (G. Schwab, München/Zürich, S. 149.)

Sisyphos

Der Sisyphos der Griechen ist die mythische Darstellung menschlicher Grundbefindlichkeit von eh und je. Die List des Helden, seine Denkfähigkeit, impliziert bereits die Bestrafung, und da diese implizite vorliegt, hat der Mensch seit Anbeginn den Widerspruch zu seinen Füßen, den immer wieder in die Tiefe rollenden und auf den Gipfel zu stemmenden Marmorstein.

Dies zeigt Albert Camus in einer breiten Daseinsanalyse (Albert Camus, Le mythe de Sisyphe, Gallimard, Paris 1942), worin er sieht, daß weder Mensch noch Welt, sondern Mensch in Welt absurd ist, wobei er den Terminus ‚absurd‘ in ursprünglicher Bedeutung verwendet: absurdum: dissonant, mißtönend.¹⁾ (Zu einer Dissonanz braucht es mindestens zwei Töne, wobei weder der eine noch der andere allein dissonant ist, erst das Zusammen ergibt sie.)

¹⁾ a. a. O., S. 37.

Sisyphos verhüllt

Die Antike sah den Widerspruch, suchte ihn aber denkerisch zu entwaffnen durch ein wohlausgedachtes kohärentes Weltbild, in massivem Vertrauen auf die Leistung der Vernunft nach der Maxime: „Es muß so sein, weil ich es so danke.“ Der in der Antike geprägte Idealismus beginnt mit dem Cogito. Darauf baut er alles auf, damit durchschaut er umfassend das Universum, das vollendet und begrenzt sein muß, ansonst es sich seinem Begreifen entziehen würde. Wir stoßen hier auf eine Art geistiger Selbstgenügsamkeit, die die Welt als eine logische Ordnungseinheit und den Menschen als ihren Herrn ansieht. Der Widerspruch wird denkerisch verhüllt und dadurch überwunden.

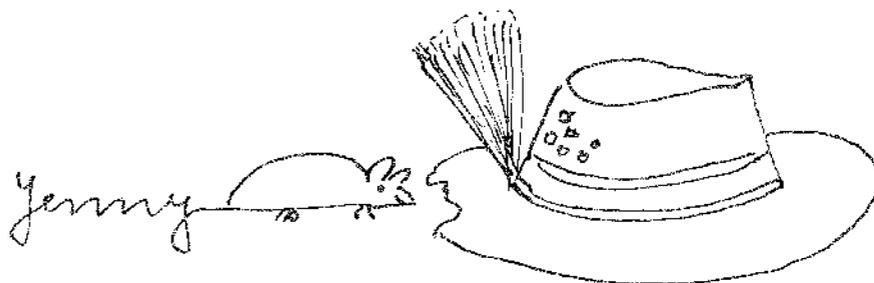
Auf dieselbe Weise besorgt dies die Ideologie; man darf vielleicht sagen, auf der Ebene der gedachten Illusion, indem sie sich der existentiellen Ebene zu entziehen weiß. Fiktion des geschlossenen Gehäuses — verhüllter Sisyphos. (cf. Theophil St. Gregory. Das unvollendete Universum. Eimsiedeln/Köln 1938.)

Sisyphos verachtet

Albert Camus läßt seiner phänomenologischen Daseinsanalyse als mögliche Lö-

„Le bonheur de Sisyphos“ folgen (Lösung, zu der er sich schon in „La Peste“ nicht mehr völlig bekennt und die er später ganz verläßt), worin er die Ueberwindung des Widerspruchs durch heroische Verachtung proklamiert. Sisyphos ist glücklich, er überwindet den Widerspruch, indem er ihn verachtet und somit vernichtet. Er bestraft die Götter, indem er alles für gut erachtet und somit die Strafe wie sie selber leugnet.

Camus wählt diese Lösung, weil er das Versagen, das Unvermögen der Vernunft kennt. Deshalb muß er die doktrinären, ideologischen Lösungsversuche hinter sich lassen und eine existentielle anstreben.



Aus der Faschingszeitung der Grazer SH

Christlicher Sisyphos

Pepi Zelger scheint das Christentum als (dialektischen) Aufhebungsmodus der ideologischen Erstarrung zu verstehen, das nur insofern doktrinären (Gehäuse-) Charakter hat, als es die Doktrin auf doktrinäre Weise aufzuheben versucht. Oder: Seine Doktrin ist nicht Gehäuse als äußere Grenze, sondern als innere; wo es bei der Ideologie aufhört, beginnt es beim Christentum. Der Modus des Vorgehens unterscheidet sich nicht essentiell, sondern graduell; es hat mehr Möglichkeiten, da es dem Unendlichkeitskoeffizienten Rechnung trägt, indem es dem Mysterium Platz einräumt.

Sisyphos anerkennt

Diesen Weg des Christentums anerkennt Camus nicht. Dort anzufangen auf doktrinärer Ebene, wo die Vernunft ihr Versagen erlebt (l'échec de l'esprit), nennt Camus „philosophischen Selbstmord“. (Le mythe de Sisyphos, S. 62, und „L'Etranger“, Gallimard, Paris.) Mit ihm verlangt Hermann Hesse in „Siddhartha“ (Weg nach innen, Ex Libris, Zürich) aus dem selben Grund eine existentielle Lösung: Von jedem Satz kann auch sein Gegensatz behauptet werden, da der Satz der Unendlichkeit der Aspekte, die das zu Sagende aufweist, nie Rechnung zu tragen vormag. Jede Affirmation ist die Verabsolutierung eines Teilaspektes, ist eine Auswahl. „Die Welt selbst aber, das Seiende um uns her und in uns innen, ist nie einseitig.“ (a. a. O., S. 154) André Gide äußert sich in anderem Zusammenhang darüber: „Tout choix est effrayant (S. 20) ... La nécessité de l'option me fut toujours intolérable; choisir m'apparaissait non tant élire, que repousser ce que je n'étais pas.“ (Nourritures terrestres, Gallimard, Paris, S. 65.) (cf. Spinozas Satz „Omnis determinatio est negatio“.)

Hesse (wenn ich Hesse sage, so meine ich Hesse in „Siddhartha“) stellt nun in dieser Situation der Haltung der Verachtung eine andere, die der Anerkennung des erlebten Widerspruchs gegenüber: „Alles muß so sein, alles bedarf nur meiner Zustimmung, nur meiner Willigkeit, meines liebenden Einverständnisses ...“ (Siddhartha, S. 155 f).

André Gide versuchte einen modifizierten Weg dieser Haltung zu gehen, der aber deutlich epikureischen und voltairischen Hintergrund aufweist im Gegensatz zu Hesse, dem die indische Versenkung ins Orn, in die All- und Ganzheit vorschwebt, der nicht für den Weg des Weisen aus gleicher Einsicht wie Camus optiert hat, sondern für den Weg des „Heiligen“.

Meinrad Perrez (Innsbruck)

Kirche und Klerikalismus

Nichts Lästigeres als ein politisierender Klerus und nichts Lächerlicheres als ein Klerus, der es in weltlichen Dingen den Kindern dieser Welt -- im evangelischen Sinne -- zuvortun möchte. Beides hat es in der Geschichte gegeben, sehr zum Schaden der Kirche! ---

Ist aber deswegen eine Unterscheidung zwischen Kirche und Klerikalismus im Sinne Ihres Interviews gerechtfertigt? Die Frage ist grundsätzlich Art. Ist die Kirche nur eine „öffentliche Institution und gesellschaftlicher Faktor“, dazu da, den bürgerlichen Gefühlen bei Taufe, Ehe und Bestattung Weihrauch und Weihe zu geben? Ist sie nur das, dann lachen wir ehrlichen Herzens mit beim Zynismus eines Bertold Brecht oder Günter Grass. Dann mag aber der Klerus ruhig politisieren, denn er ist nicht mehr und nicht weniger als irgend ein Beamter auf der Standeskanzlei oder das Bestattungspersonal in Oberau.

Die Kirche ist tatsächlich ein soziologisches Gebilde, weil sie notwendigerweise auch menschliche Einrichtung ist. Aber sie ist unendlich viel mehr als das. Wer die Entscheidungen des Konzils wirklich verfolgt hat, weiß auch um das Schema über die Kirche, ein in seiner Wucht geradezu atemberaubendes Dokument! Er weiß, daß zur Kirche das Gottesvolk in seinem allgemeinen Priestertum gehört, so gut wie die hierarchische Struktur. Es gibt die Kirche nicht ohne die Hierarchie des Priestertums, bis hinauf zu Bischofskollegium und Papst, wie es andererseits das Gottesvolk nicht gibt ohne Kirche.

Noch einmal: --- die Frage ist grundsätzlich Art! --- Existiert Gott? --- Ist Gott der Schöpfer des Universums mit allen seinen Formen und Entwicklungsmöglichkeiten bis hinauf zum Menschen, und ist er darum Herr der Welt und des Menschen? --- Hat Gott den Menschen mit

unsterblicher Seele erschaffen und auf ein übernatürliches Ziel hingeeordnet? --- Hat Gott den Menschen erlöst? --- Hat Gott die Kirche gestiftet, um die Heilswahrheiten unverfälscht zu verkünden und die Erlösung durch ihr sakramentales Heilswirken unter den Menschen zu gewährleisten? ---

Stimmen diese Thesen nicht, dann ist die Kirche als bloß soziologisches Gebilde ein tragischer Irrtum. Stimmen sie aber, dann hat die Kirche mit ihrem Klerus die schwere Gewissenspflicht, diese Heilswahrheiten, wie die Rechte und die Ethik Gottes zu vertreten dem ganzen Menschen gegenüber, in allen Sparten seines Lebens, sie hat sie zu vertreten ohne Ansehen der Person, dem Politiker und dem Arzt, dem Bürger und dem Arbeiter gegenüber, wie sie selber ja auch an diese Normen gebunden ist!

Ist der Mensch, ein Geschöpf Gottes und zum ewigen Leben berufen, also sozusagen aus seinem Wesen auf ein übernatürliches Ziel hingeeordnet, dann ist er auch in seiner Totalität an Gott und seine Ethik gebunden. Es gibt für ihn kein wahres Heil im Widerspruch zu Gott und seinen Normen. Das gilt für alle Belange menschlicher Existenz! Diesen Standpunkt vertreten heißt nicht „kirchliche Thematika zu klerikalischen Zwecken mißbrauchen und als Vorwand religiöse Momente vorschleiben bei politischen, sozialen oder andern Aspekten“, sondern das heißt, das wahre Heil des Menschen vertreten. Kein Arzt würde einen Menschen ohne Rücksicht auf das Wohl des Gesamtorganismus einer Operation unterziehen. So gibt es auch für den Menschen kein Heil, sei es in politischer, sozialer, kultureller oder was immer für einer Hinsicht, ohne ihn als Ganzes zu sehen, bis und mit seiner übernatürlichen Bestimmung.

P. Dr. Frowin Müller OSB.

Für die weitere Ausarbeitung des „Sisyphosproblems“ danke ich Meinrad Perrez herzlich. Er wird Gudrun Bürrmann eher Antwort geben, als ich es in der letzten Nummer des Skolasten tun konnte.

Ich betrachte seine Differenzierung in bezug auf die existentielle Lösung als näher Modifizierung der christlichen, ist auch die christliche „Doktrin“ nur Verhöflichung und „dialektischer“ Darstellungsversuch des existentiellen Anfangserlebens (Gedes Christen und des Christentums im Ganzen); Nur weil Christus als Existenz Anfang ist und Ziel, nur weil er als Einheit des Gegensatzes und als Harmonie der Disharmonie (Gottes und des Menschen) selbsthin existiert, kann christliche Lehre mehr sein als ein dialektisch-vernünftiger Aufhebungsmodus der Ideologie. Wer nur immer ihrer bloß vernünftig habhaft werden wollte, dem bleibt ein ideologisches Gerippe (wie es M. Perrez in „Christlicher Sisyphos“ beschreibt), wenn er nicht in Liebe und Anerkennung die Gegensätze als Mysterium anerkennt. Außerhalb der Liebe gibt es nur Antipathien, Unbegreifbares, Disharmonie, aber kein Mysterium -- in der Liebe nur, das Mysterium (Geheimnis). Dies ist nicht nur alltägliche Erfahrung, sondern zugleich zentrale Aussage des Neuen Testaments. So ist der existentielle Weg der Anerkennung im Sinn von Hermann Hesse im unendlichen auf das Geheimnis hinzielenden Weg -- der nur in immer radikalerer Liebe vollzogen werden kann -- bereits enthalten.

Wie aus einer Diskussion hervorging, verwendet sich M. Perrez gegen diese meine Auslegung, da sie lediglich einem paraklitären Punkt der konkreten christlichen Lehre Beachtung schenke.

Pepi Zelger

Internationales Studentenforum

aus dem unabhängigen Pressedienst, Berlin

Europäisches Studententreffen in Helsinki

Zehn Stunden lang spazierten die Vertreter der europäischen Studentenverbände aus Ost und West, bilaterale Gespräche führend und die taktischen Richtlinien neu festlegend, durch den tiefverschneiten Wald in der Nähe Helsinkis, räkelten sich in den Sesseln des Foyers oder traten zu heißen Tischtennisduellen einander gegenüber - dann hatte das zur Formulierung des abschließenden Kommuniqués eingesetzte sechsköpfige „drafting committee“ seine Arbeit endlich beendet. Das Plenum füllte, die Mienen erhellten sich: Das „European Meeting“, einzige Gelegenheit zu informellen und vielseitigen Gesprächen zwischen den europäischen Studentenverbänden aus Ost und West, war für ein weiteres Jahr, für das siebente Mal in seiner Existenz gerettet.

Diese seine Existenz ist allerdings weiterhin auch sein nahezu einziger sichtbarer Erfolg, denn die nach wie vor entlang den Fronten des Kalten Krieges getrennten und ideologisch unterschiedenen, hier in der ISC, Sitz Leiden, dort in der IUS, Sitz Prag, organisierten Studentenverbände Europas erwiesen sich erneut als unfähig, derzeit bereits konkrete Maßnahmen und Aktionen internationaler studentischer Zusammenarbeit multilateral und über jene alten Fronten hinweg zu vereinbaren.

Weniger als den durchweg sehr tolerant und verbindlich im Stil operierenden „westlichen“ Studentenverbänden Großbritannien, Skandinavien und Westeuropas ist die Stagnation des „European Meeting“, das die gastgebenden Finnen mit viel Geschick organisiert hatten, den Studentenvertretern des „sozialistischen Lagers“ anzurechnen: Sie argumentieren zwar auch hier nicht mehr im Stile der harten ideologischen Konfrontation, wohl aber benutzen sie alle konkreten Sachthemen, wie man sie sich diesmal mit den Fragen der studentischen Mitbestimmung in den Hochschulen und der studentischen Krankenvorsorge vorgenommen hatte, zu langatmigen Grundsatzausführungen, umkleiden sie mit einer ideologischen Verherrlichung des je eigenen nationalen Status Quo und zeigen sich ebensowenig zum Durchdenken alternativer Lösungen wie zum Verstehen andersbegründeter Argumente bereit. Nach wie vor scheint für die meisten sozialistischen Studentenvertreter bei multilateralen Gesprächen jedes gesellschaftliche Problem mit der Verwirklichung des Sozialismus beendet und gelöst zu sein.

Noch weniger konnte man sich bei Fragen einigen, die politische Entscheidungen beanspruchen. Eine von den sozialistischen Vertretern der spanischen und portugiesischen Exilstudenten geforderte gesamteuropäische Solidaritätskonferenz der Studenten für ihren Kampf gegen die Regimes von Franco und Salazar wurde von den Studentenverbänden des „sozialistischen Lagers“ vehement als eine erneute Gelegenheit zur Verkündung antifaschistischen Kampfwillens unterstützt, stieß aber gerade deswegen auf die Reserve der Westeuropäer, die konkreten materiellen und moralischen Unterstützungsmaßnahmen den Vorrang geben wollten. Und öffentlich vor dem Plenum trugen der westdeutsche (VDS) und der polnische Studentenverband (ZSP) eine Kontroverse über die Bewertung der westdeutschen Politik und die Chancen deutsch-polnischer Studentkontakte aus. Im übrigen allerdings hütete sich das Plenum sorgfältig, die Probleme der „deutschen Frage“ intensiver zu erörtern: Sie gilt weiterhin als das Problem Nummer Eins, nicht zuletzt dank der Anwesenheit zweier deutscher Studentenverbände.

Der eigentliche Wert des Treffens lag so erneut wie in früheren Jahren in zweiseitigen Gesprächen zwischen Ost und West, bei denen der VDS seine guten Ostbeziehungen zu einer Reihe von Verbänden stabilisieren konnte; multilateral allerdings wird man sich auch künftig leichter im engen Rahmen - hier Ost, hier West - über bestimmte Fragen der Hochschulpolitik unterhalten und einigen können. Um so interessierter verfolgten die Delegierten in Helsinki deshalb vor allem den von dem französischen Studentenverband UNEF vorangetriebenen Aufbau einer dritten Front unter den europäischen Studentenverbänden - auf der Basis der west- und südeuropäischen Studentensyndikate nach französischem Muster. Entsteht hier in der Tat eine „Dritte Kraft“ der internationalen Studentenbewegung?

Peter Müller

SCHWEDEN

Jeder fünfte Student in Göteborg ist verheiratet (1227 von 6200 Studenten), aber es gibt nur 300 Wohnungen für verheiratete Studenten. Die Wartezeit für die Aufnahme in Studentenwohnheime beträgt drei bis fünf Jahre. Auch die finanziellen Unterstützungen für Studentenehepaare mit Kind(ern) haben das Wohnungsproblem noch nicht lösen können.

(Göteborgske Spionen, Göteborg)

West-Deutschland

Seit Mitte November vergangenen Jahres gibt es in Marburg eine Einrichtung, die bisher einzig in der Bundesrepublik ist: einen Universitäts-Kindergarten. Damit wurde das Ziel erreicht, das sich die im Februar 1963 gegründete „Interessengemeinschaft Universitäts-Kindergarten e.V.“ gesetzt hatte: die Betreuung und Unterbringung der Kleinst- und Kleinkinder verheirateter Studenten. 30 Kinder im Alter von neun Monaten bis drei Jahren können täglich aufgenommen werden, doch gibt es in Marburg zur Zeit ca. 300 Studentenehepaare mit zusammen weit über 150 Kindern. Die Jungen und Mädchen können ganztägig (Kostenbeitrag 73,50 DM) oder halbtägig (Kostenbeitrag für die Unterbringung vormittags 42,- DM, nachmittags 36,50 DM) untergebracht werden; zwei Kinderschwester, eine Kindergärtnerin und eine Köchin garantieren eine gute Betreuung. Zahlreiche und oft schwierige Verhandlungen waren zu führen, ehe dieses Projekt Wirklichkeit werden konnte; Studentenwerk und Universität taten das Ihre dazu. Die Universität stellte das Gebäude zur Verfügung. Anfang 1965 konnte dann endlich mit den Um- und Ausbauarbeiten begonnen werden, um die Kindertagesstätte nach modernen Gesichtspunkten einrichten zu können. Das Haus besitzt heute zwei Spielräume, vier Schlafzimmer, Küche, einen Isolerraum, sanitäre Anlagen und Räume für das Personal sowie Abstellkammern.

(Marburger Blätter, Marburg)

Ost-Deutschland

Die Studiendauer soll in Ostdeutschland radikal begrenzt werden. Bis zu drei Jahren sollen die Studenten ihre Hochschulbildung früher abschließen, wobei aber die Anforderungen nicht gesenkt, sondern im Gegenteil erhöht werden. Lehre und Forschung sollen künftig entsprechend den Bedürfnissen der Volkswirtschaft, der Wissenschaften und der „gesellschaftlichen Entwicklung“ so konzentriert und profiliert werden, daß ein wissenschaftlicher Vorlauf für die Volkswirtschaft geschaffen wird.

(Informationsbüro West, Berlin)

UdSSR

Studenten und Professoren der Universität Moskau erklärten kürzlich dem Chef der sowjetischen ideologischen

Planung, die Parteilinie werde nicht mehr mit Argumenten begründet, die die jüngere Generation glauben könne. Es sind Einzelheiten einer stürmischen Versammlung bekannt geworden, auf der der Vorsitzende der ideologischen Kommission der kommunistischen Partei zu mehr als 1200 Parteimitgliedern der Universität und zu ungefähr 200 Aktivisten von anderen akademischen Institutionen sprach. Nach seiner Rede kam es zu einer heftigen Diskussion, die schließlich in der Kritik mündete, daß die Presse- und Parteiorgane dem russischen Volk nur in langweiliger und geistloser Weise erklärten, was der Kommunismus sei. Nach mehr als vierstündiger Diskussion wurde die Versammlung abgebrochen mit der Begründung, die Universitätsbehörde könne nach Mitternacht die Hörsäle nicht mehr offen halten. Die Anwesenden gingen daraufhin in die Haupthalle des Universitätsgebäudes auf den Leninhügel, von dort aus wurde die Diskussion durch Lautsprecher in einem Nachbarraum übertragen. Niemand lese die Zeitung, erklärte ein Student, und der „Unsinn“ in den Parteiorganen gebe den Aktivisten nichts, womit sie arbeiten könnten. Ein Professor stellte fest, daß die Partei ein objektives und detailliertes Studium der Sozialwissenschaften fordere. Im Westen gebe es akademische Institutionen zum Studium der Sowjetunion. Warum, so wurde gefragt, bestünden keine derartigen Einrichtungen in der Sowjetunion, Institute, an denen Studenten ernsthaft gleichwertige Studien über westliche Regierungen und die westliche Gesellschaft betreiben könnten.

(The New York Times, Paris)

USA

Der Verband amerikanischer juristischer Fakultäten gab kürzlich bekannt, daß die Rassentrennung an den juristischen Fakultäten in allen Gebieten des Landes abgeschafft worden sei. Aus einem Bericht des Verbandes geht jedoch hervor, daß farbige Studienbewerber und Studenten wegen ihrer oft geringen akademischen Leistungen ernste Probleme aufwerfen. Universitäten in den Südstaaten bemühen sich zwar öfters um farbige Jurastudenten, können sie aber nicht immer finden; einige Universitäten sind dazu übergegangen, ihre Anforderungen herabzusetzen, um Farbige aufnehmen zu können. Die Integration an der juristischen Fakultät der Universität von Mississippi und die kürzlich veröffentlichte, gegen die Diskriminierung gerichtete Erklärung der juristischen Fakultät der Universität Richmond haben, wie es in dem Bericht heißt, „dem Gespenst der Rassendiskriminierung an den juristischen Fakultäten des Südens und anderswo ein Ende gemacht“. Aus dem Bericht geht weiterhin hervor, daß die Univer-

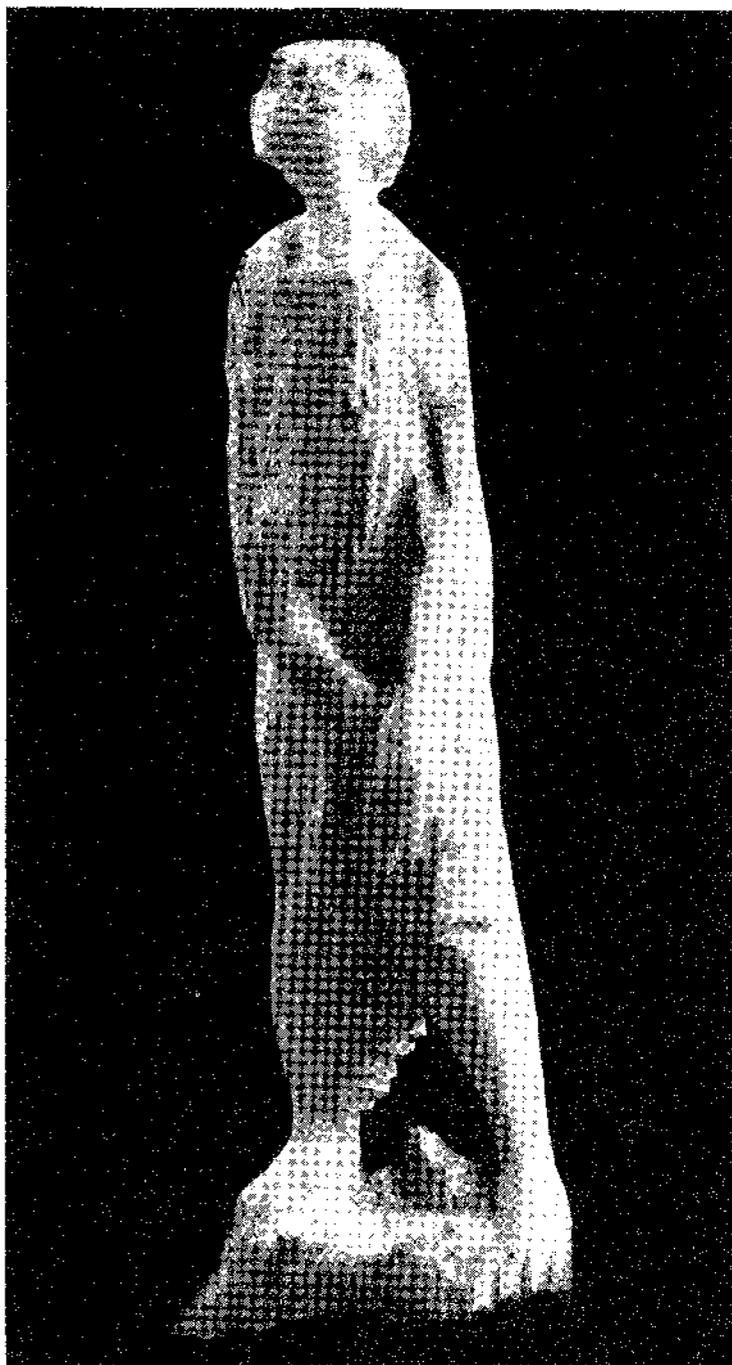
sität von Alabama im vergangenen Jahr den ersten Farbigen zuließ, der jedoch wegen seiner geringen Leistungen die Universität verlassen mußte, so daß an der Fakultät jetzt nur Weiße studieren. Erwähnt wurden mehrere Fälle, in denen Universitäten des Südens durch die Zulassung eines oder zweier farbiger Studenten die Integration vollzogen hatten und feststellen mußten, daß diesen farbigen Studenten keine weiteren folgten. „Verschiedene Institute im Süden berichten, daß sie große Anstrengungen unternommen hätten, qualifizierte farbige Studenten ausfindig zu machen; sie hätten sogar erwogen, ihre Aufnahmebedingungen zu ändern. Die Fortschritte der zugelassenen farbigen Jurastudenten sind jedoch“, heißt es weiter in dem Bericht, „nicht sehr ermutigend“. Aus einer Befragung von farbigen Jurastudenten geht hervor, daß junge Farbige nicht sehr viel von Negerjuristen halten. Die geringe Anzahl von farbigen Jurastudenten könnte eine Folge dieser Ansicht sein.

(The New York Times, Paris)

Zur Eröffnung des Jahreskongresses der niederländischen Studentengewerkschaft (SVB) (siehe STUDENTEN-SPIEGEL Nr. 311) hielt der Landesvorsitzende C. J. Hollemans das Einleitungsreferat, in dem er die Stellung der SVB zu wichtigen Fragen der Studentenpolitik präziserte. Hollemans kritisierte die veraltete Auffassung, die Regierung und Behörden vom Studenten hätten. Das heutige Stipendienwesen gehe von einer vollständigen Abhängigkeit des Studenten von seinen Eltern aus. Wie sehr diese Abhängigkeit von den Studenten verabscheut werde, sei aus einer Untersuchung des Amsterdamer studentischen Arbeitsbüros ersichtlich, bei der 60% der Befragten erklärten, Arbeit zu suchen, um Einkünfte zu erhalten, die nicht von den Eltern kontrolliert würden. Dagegen entwarf Hollemans das Bild des selbstverantwortlichen Studenten.

Weiter forderte Hollemans Einsparungen innerhalb der Universitäten auf zweierlei Weise: 1. durch eine Verwaltung der Universitäten nach betriebswirtschaftlichen Grundsätzen; 2. durch Rationalisierung des Unterrichts. Zum zweiten Punkt sagte Hollemans, hierbei sei an effektivere Maßnahmen als mehr oder weniger verkappte Numerus-clausus-Regeln und vergleichende Examina gedacht, nämlich an wissenschaftliche Untersuchungen zur Erlangung objektiver Examensmethoden. Hollemans kritisierte ferner die verwickelten sozialen Begünstigungen für Studenten und deren Eltern, bei der die eine Hand wieder einnimmt, was die andere gegeben hat. Hinsichtlich des Problems der Studentenwohnungen kündigte Hollemans die Errichtung einer studentischen Wohnungsbaugesellschaft an.

(Folia Civitatis, Amsterdam)



Figur 1

Guido Sottriffer

(St. Ulrich)

Der Skolast hat sich vorgenommen, in jeder Nummer einen jungen Südtiroler Schaffenden vorzustellen. So erschien in den Nummern 1, 2 und 3 des Jahrganges 10 die Besprechung von Luis Stefan Stecher, Karin Welponer, Siegfriede Ebensperger, Hubert Zanol. Es ist uns gelungen, die Reihe fortzuführen mit dem Grödner Bildhauer Guido Sottriffer.

Wenn von Größen und Kunst die Rede ist, denken wir unwillkürlich an Kreuzfixe, Madonnen und andere Heiligenstatuen in traditionellen Formen und an Holzschnitzarbeiten, die als Reiseandenken besten Absatz finden.

Daß sich das Schaffen der Größen jedoch nicht im Schnitzhandwerk dieser Art, aber auch nicht in der Kunst nach alter Tradition erschöpft, sehen wir an den Arbeiten Guido Sottriffers. Er ist einer jener Künstler, die die Notwendigkeit spüren, sich dem Neuen der Zeit zu öffnen, sich damit auseinanderzusetzen und den Mut haben, die Problematik der Zeit in ihren Werken auszusagen. Ihr Hauptziel ist nicht schöne Form, sondern Wahrheit.

Sottriffer arbeitet in Holz und Bronze. In beiden Techniken gestaltet er immer wieder das eine zentrale Thema: der Mensch der heutigen Zeit. Im Zusammenhang mit dem skulpturalen Werk stehen die zahlreichen Zeichnungen in Nitro und Tusche.

Sottriffers Vorliebe gilt den Skulpturen in Hartholz, das für ihn wie kein anderes Material dazu geeignet ist, den Menschen darzustellen. Das Holz gehört dem organischen Bereich an und atmet auch dann irgendwie Wärme und Leben, wenn es roh belassen wird, und bereits der toten Materie angehört.

Das Teilhaben des Menschen an mehreren Seinsbereichen wird in den Werken Sottriffers immer wieder betont, besonders in den Blockfiguren. Diese Betonung ist eine der Besonderheiten in Sottriffers Werk und drückt auf künstlerischer Ebene in etwa das aus, was Teilhard de Chardin in begrifflich-philosophischer Sprache sagt.

Die unteren Partien der Skulpturen werden weitgehend im Amorphben belassen, ja absichtlich zum Anorganischen, Felshaften hin unterstrichen. Nach oben werden die Skulpturen differenzierter und erreichen in den Köpfen ihre feinste Ausprägung. In den mittleren Partien, dem vitalen Bereich, vollzieht sich der Austausch zwischen Geist und Materie.

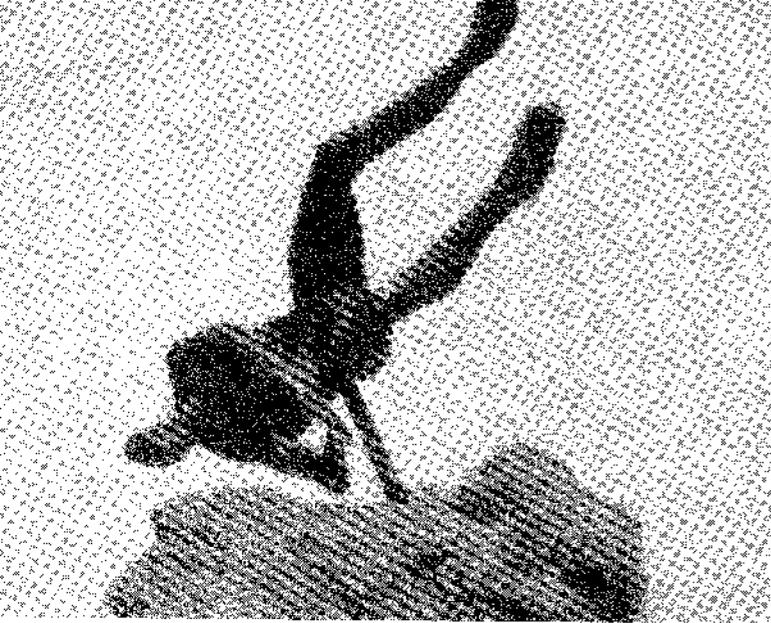
Steht der Mensch im vitalen Bereich noch in der Einheit des Seins, so tritt er durch seinen Geist aus dieser Einheit heraus und wird ein Einzelner. Wir könnten sagen: Das Geistig-Personale erhebt sich über den vitalen Bereich; aber auch: Der Geist wirkt auf den Körper zurück und durchformt ihn.

Die Gefahr des Geistigen besteht darin, daß der Mensch, Einzelner geworden, nicht zum andern findet; er weiß mit der mit dem Geist gegebenen Freiheit nichts Rechtes anzufangen; stolz und selbstbefangen sucht er in seiner Einsamkeit das Dasein zu meistern, oder er steht den Problemen des Lebens ratlos gegenüber. Beides trifft beim heutigen Menschen in erhöhtem Maße zu. Es wird von Sottriffer klar erfaßt und in seinen Werken zum Ausdruck gebracht. —

Guido Sottriffer ist 1936 in St. Ulrich geboren. Er besuchte die Kunstschule in St. Ulrich und arbeitete anschließend beim Bildhauer August Murer in Falcade. Jetzt hat er eine eigene Werkstatt in St. Ulrich. Sottriffer hat bereits an mehreren Kollektivausstellungen teilgenommen, u. a. in Bozen, S. Vito di Cadore, Venedig, Florenz, St. Ulrich. 1963 zeigte er seine Werke in einer Personalausstellung in Varese und vom 22. Dezember 1965 bis 8. Jänner 1966 in der Galerie „Ruscel“ in St. Ulrich.

Rofner Maria · Zelger Mariadl





Figur 3

Zu den Abbildungen:

Fig. 1 (Holz, 1,50 m). Sie trägt wie die meisten Figuren Sottriffers keinen Namen. Die Deutung soll gänzlich dem Beschauer überlassen werden. So könnte der letzte Überlebende einer Katastrophe aussehen.

Fig. 2 Mutter mit Kind (Holz, 1,10 m). Die Figur zeigt ein neues Moment in der Beziehung Mutter-Kind und verrät realistische Einstellung gegenüber dem Leben. Die Mutter nimmt das Kind mit größter Selbstverständlichkeit mit in die Ungeborgenheit des Daseins. Sie neigt sich nicht schützend herab zur Welt des Kindes, sondern zieht es zu sich empor. Sie hilft ihm zur Selbstwerdung.

Fig. 3 Der Astronaut (Bronze, 50 cm); Er könnte ebensogut ein Tiefseetaucher sein. Schwerelos schwebt er im Raum, aber die Verbindung zur Erde ist nicht abgebrochen. Er wirkt in gewissem Sinne gelöst und freier als die übrigen Plastiken Sottriffers.

Fig. 4 (Bronze, 50 cm). Die beiden Gestalten sind voneinander abgewandt. Ihre Haltung drückt Ratlosigkeit aus, aber nicht Hoffnungslosigkeit.

MORALTHEOLOGIE IN NEUER SICHT

Albert Camus - Fortsetzung von Seite 12

Das ist die Religion der Pestzeit, daß man um des Bruders willen zu spät kommt. Aber dieser Standpunkt genügte Camus nicht. Es ist seiner eigensinnigen Redlichkeit zu verdanken, daß er nie stehen bleibt, daß er jede Situation neu durchdenkt und eine Antwort sucht. So folgt mit fast erschreckender Folgerichtigkeit auf dieses Bekenntnis die Erzählung „Die Ehebrecherin“. Es ist Camus letzte Aussage über den Menschen. Der Titel der Erzählung ist deswegen wichtig, da sich in ihr auch nicht die Spur von einem Ehebruch findet. Janine, die Heldin, betrügt ihren Mann, den braven Marcci, — der sie braucht, ohne sie ist er vollkommen hilflos — mit dem Abenteurer des Himmels. Sie ist mit ihrem Mann auf einer Geschäftsreise an den Rand der Wüste gelangt. Nachts, als Marcci schläft, geht sie — von einer unerklärlichen Kraft getrieben — zum Fort der Oase, um den sternklaren Saharahimmel zu betrachten. Da heißt es bei Camus: „Dort drüben noch weiter südlich, wo Himmel und Erde in eine reine Linie ineinander übergangen, dort drüben, so schien es ihr auf einmal, wartete etwas auf sie, das sie bis zu diesem Tage nicht gekannt, und das ihr doch seit jeher gefehlt hatte.“ Und weiter heißt es dann, daß „sie fassunglos weinte“. Das war Camus letzte Position. Hier kündigt sich die Umkehr der Absage an Gott um des Menschen willen an. Der „Ehebruch“ ist der Verrat an Menschenbruder um des Himmels willen.

Nach dieser Aussage würgte Camus der Tod. Ein Tod, der alle vereinsamt zurückließ; alle, auch die Christen und vielleicht gerade sie. Es gibt keinen „nachkonziliaren“ Camus. Ich will damit keineswegs sagen, daß Camus Christ geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte; ich möchte wohl behaupten, daß dies nicht ausgeschlossen war. Als er 1948 von den Dominikanern in der Rue de la Tour Maubourg in Paris eingeladen war, um in ihrem Kloster zu sprechen, sagte er gleich zu Beginn seiner Ansprache: „... so möchte ich auch festhalten, daß ich mich nicht im Besitz irgendeiner absoluten Wahrheit oder gar einer Botschaft fühle, und deshalb niemals von dem Grundsatz ausgehen werde, die christliche Wahrheit sei eine Illusion, sondern nur von der Tatsache, daß ich ihrer nie teilhaftig zu werden vermochte.“ Es bedarf wohl keiner Darlegung mehr, daß Camus Atheismus einen Wert gerade für die christliche Aussage besitzt, den man nicht hoch genug veranschlagen kann. Wenn wir es uns gestatten, den gewagten Ausdruck vom „atheisme purificateur“, den Simone Weil in ihrem Werk „Le pesantour et la grâce“ prägt, zu gebrauchen, dann können wir ihn sicher auf das Werk Albert Camus anwenden. Aber hüten wir uns davor, diese Tatsache als Hintertür zu benutzen, indem wir glauben, hier den Punkt und das Stichwort gefunden zu haben, das uns gestattet, Camus in das Christentum hineinzubezeichnen, womit wir stillschweigend annehmen, uns der Auseinandersetzung entziehen zu können. Die Aussage Camus läßt sich nicht entschärfen, sondern nur verfälschen, sie läßt sich nicht verharmlosen, sondern muß in ihrer ganzen Wucht angenommen werden. War es nur seine Schuld, daß er nicht glauben, nicht hoffen konnte? War es überhaupt Schuld? „Denn wenn es eine Sünde gegen das Leben gibt, so besteht sie nicht so sehr darin, an ihm zu verzweifeln, als darin, auf ein anderes Leben zu hoffen und sich der unerbittlichen Größe dieses Lebens zu entziehen. Aus der Büchse der Pandora, in der alle Uebel der leidenden Menschheit wimmelten, ließen die Griechen als letztes und schrecklichstes Uebel die Hoffnung schlüpfen. Ich kenne kein erschütternderes Symbol!“

Joh. Becker

Am 26. und 27. März 1966 sprach Prof. Dr. Franz Böckle, Bonn, in sehr revolutionierender und offener Weise in der Cusanus-Akademie über Fragen der Veränderlichkeit der Moral, über richtig geübten kirchlichen Gehorsam und das Wesen der Sünde. Es fiel mir dabei auf, wie stark diese sicher sehr neue Sicht der Dinge parallel geht oder zum Teil entstanden sein mag aus Gedankengut neuerer Philosophen — etwa Heidegger oder Teilhard de Chardin und wie stark letztlich jedes menschliche Phänomen seine Wurzeln im Geistigen hat. Es scheint mir wichtig, einige Gedanken dieser glänzenden Referate in Beziehung zu stellen zum allgemeinen durch Philosophie und Naturwissenschaft geprägten Seinsverständnis des heutigen Menschen.

Denken als Pflicht

Ein erster Gedanke von Böckle, eigentlich eine unausgesprochene selbstverständliche Voraussetzung seiner Vorträge war die Forderung nach geistiger Wachheit, nach eigenverantwortetem Denken und Suchen der Wahrheit, wobei als Gegensatz zu dieser existentiellen Ehrlichkeit etwa nicht der Irrtum, sondern die leere Phrase, das Gerede oder auch unrechtmäßiger Glaube von Irrtümern falsch-verstandener kirchlicher Autoritäten gemeint war. Was heute von allen Denkern gesucht wird, ist existentielle Wahrheit. Der Mensch soll und kann sich nur wirklich in totaler Veränderlichkeit und im Wagnis. Der Mensch, der nicht mehr geistig wach sein kann, der im festgefühten Rahmen seiner Existenz nicht gestört werden will und sich verzweifelt daran klammert, ist ein Mensch des „verschütteten Herzens“ der seine eigentliche Sendung und Würde aufgegeben hat — die Freiheit. Wenn hier Aufgeschlossenheit, Eigentlichkeit, Offenheit dem Noch-Außen-

stehenden gegenüber und eine bewußte Labilität des Suchens betont wird, dann deshalb, weil viele Kleriker und Laien die Forderung des Papstes: Denkfaulheiten und -gewohnheiten zu überwinden und die Unbeweglichkeit derer aufzurütteln, die nicht auf den Lauf der Dinge eingehen — scheinbar überhört haben. Noch immer gilt in offiziellen Kreisen ein reines Systemdenken als einzig richtig, während übersehen wird, daß auch unsere heutigen Systeme zeit-, kultur- und geschichtsbindend sind.

Liebe als kosmischer Energievorrat

Was mir als zweites besonders erwähnenswert scheint, ist die Betonung der Liebe. Böckle sieht in der Liebe den Grund und das einzige Maß jeder Sittlichkeit. Die Beziehung des Menschen zu Gott wird nicht mehr durch moralisches Tun oder unverständliches Asketentum bezeugt, sondern durch freundliche, verständnisvolle Hilfsbereitschaft. Die sittliche Botschaft Jesu faßt die ganzen Vorschriften des Alten Bundes im Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe zusammen und alle weiteren Ermahnungen der Bibel sind nach Auffassung der meisten Exegeten nur als zeitgemäße Anwendungen des Liebesgebotes zu nehmen. Böckle versteht alle Forderungen des Christseins, sei das nun Wahrhaftigkeit, Unauflöslichkeit der Ehe oder was immer, nur als Konsequenz des Liebesgebotes und läßt die einzelnen „Gebote“ auch

nur insoweit gelten, als sie dem Menschen helfen, in jeder Situation ein wahrhaft Liebender zu sein.

Auch Rahner, ein Schüler Heideggers, sieht die Liebe als Gestaltungskraft allen menschlichen Tuns, wenn es gelingt, den Kerker des Egoismus zu sprengen und in Freiheit wahrhaft menschlich und christlich zu leben.

Allen voran Teilhard de Chardin, aber auch die meisten anderen heutigen Denker sehen in der Liebe die universellste, ursprünglichste und stärkste kosmische Energie. Teilhard faßt die Liebe als Anziehungskraft auf, die die große Vereinigung der bewußten Elemente der Erde möglich macht, in deren Verwirklichung er das einzige gegenwärtig in Gang befindliche Ereignis der Natur sieht. Wir müssen in Einheit und Liebe diese unsere Erde bauen, wenn wir nicht zugrundegehen wollen. Nicht nur im Bereich des Geistes, auch in der Kunst wird die Liebe immer mehr entdeckt und als einzig echte Kraft erkannt. Und wird uns diese Erkenntnis nicht von allen Wirtschaftsfachleuten, Soziologen und Politikern zumindest indirekt bestätigt?

Mensch in Welt

Als dritter Gedanke erscheint mir wichtig, daß nun endlich die Abwertung des Fortschritts und des Materiellen überwunden und ziemlich allgemein eine Wiedererkennung der Erde, der Materie, des Kosmos, der Technik und der Naturwis-

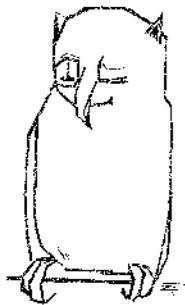
senschaften dazusein scheint. Böckle versteht mit Rahner den Menschen als Bei-Sich-Seienden in seiner Leibhaftigkeit und gleichzeitig in dieser seiner Leibhaftigkeit dem Fremden, Ich-Anderen ausgesetzt — so sehr, daß keine Tat Ausdruck des eigenen Selbst sein kann, sondern nur in der Interferenz von Ich und Welt möglich wird. Wir können uns nicht durch uns selbst erreichen, wir brauchen dazu die Welt als Voraussetzung und als Material unseres Tuns. Wir finden diese Welt vor, nicht nur als Sache, sondern auch als geistige Welt, auf die wir angewiesen sind. Auch dies scheint so selbstverständlich, daß man es kaum erwähnen möchte; es wird aber so oft, auch von Intellektuellen eine möglichst große Distanzierung von der Welt gepredigt, daß zumindest auf die Unrichtigkeit, wenn nicht Absurdität eines solchen Denkens verwiesen werden muß. Wir leben in und von dieser Erde und wir gehören ganz innig zu ihr; warum sollten wir deswegen ein schlechtes Gewissen haben?

In seinem vollendet schönen Hymnus an die Materie verweist Teilhard de Chardin darauf, daß die Materie eben nicht eine Zusammenhäufung brutaler Kräfte oder niedriger Neigungen sei, wie Tugendprediger sie entstellt und verkürzt beschreiben mögen, sondern die machtvolle unüberstehliche Evolution, die immer neugeborene Wirklichkeit, die in jedem Augenblick unsere Rahmen sprengt und uns zwingt, die Wahrheit immer weiter zu verfolgen.

Lisl Saltuari



Figur 4



blinzelt

V, F oder Ph?

Vor kurzem hat sich dem politischen V ein F an die Seite gestellt. Außerlich, rein phonetisch hat sich durch diese Buchstaben nicht viel geändert, wohl aber bezeichnen die dadurch gekennzeichneten Begriffe etwas wesentlich Verschiedenes. Sächlich wird es vielleicht umgekehrt sein: in der äußeren Gestalt wird manches anders sein: statt rechts sage links, statt schwarz (physikalisch müßte man das farblos nennen) bekenne rot! Das Wesentliche aber, das angeblich die Spaltung heraufbeschworen hat, der Mangel an Toleranz, Offenheit für andere Auffassungen und Bereitschaft zu rein sachlicher Diskussion, wird all das weiterhin im Argen liegen? Wird etwa das F die so oft angeprangerten Fehler des V in anderer Form zu neuer Blüte bringen? Das wäre schlimm!

Ob sich nun etwa beide Richtungen bemühen, gerade in diesem Punkte zusammenzufinden? Das beidseitige S läßt dieser Hoffnung nur geringe Chancen: das eine ist — begrifflich im weitesten, geographisch im engsten Sinne — national, das andere sozialistisch. Die Verbindung beider ergäbe einen braunen Saft, der bekannterweise der Toleranz nicht sehr zuträglich ist. Ob es da einen Ausweg gibt? Ob den etwa eine dritte Möglichkeit darstellt: SPHP — Sonstige-Phragmente-Partei? au

Studie

Eine Drechslerwerkstätte gab folgende Annonce bekannt:

Übernahme jederzeit modernste Zierpuppenhäuse in Auftrag. Kopf und Rumpf bitte fertig mitbringen. Auch den Anschluß besorgen Sie bitte selbst. Unsere Häuse haben den Vorzug: sie sind:

- mager, doch blähbar.
- steif, doch drehbar,
- in Gaumnähe.
- Kropf zum Sammeln von Körnern vorhanden.

Bei Unzustellbarkeit liefern wir grundsätzlich nur dann einen Tag früher, wenn Kapital gesichert. p

Wir hier

Beim Generalstreik, der Ende Jänner von den italienischen Gewerkschaften im Lande ausgerufen worden war, hielten auch die Schüler der italienischsprachigen

Fortsetzung nächste Seite rechts

I. Bestimmung der Begriffe

I. Welt

Das Wort Welt wird mit den verschiedensten Bedeutungen im Munde geführt. Einmal versteht man darunter das Insegesamt aller außermenschlichen Dinge, bald das ganze geschöpfliche Sein, bald den Weltenraum usw. In der Theologie ist man sich inzwischen darüber klar geworden, daß diese Begriffe von Welt nicht ausreichen, um die theologischen Aussagen der Heiligen Schrift, insoweit sie das Phänomen Welt überhaupt mitbeinhalten, zu verstehen. Vielleicht werden auch rein anthropologische Aussagen in ein ganz anderes Licht gerückt, wenn man versucht, Welt zu deuten von ihrer Mitte her, nämlich vom Menschen selbst. „Welt als Welt wird erfahren als das Ganze des Seienden in seinem Auf-mich-zu. Dieses Element, das wir Auf-mich-zu nennen, ist für die Weltlichkeit der Welt konstitutiv“ (H. R. Schlette). Freilich besagt das nicht, daß das Seiende im Ganzen in seinem Auf-mich-zu allererst an mich herantreten müßte, vielmehr ist es in seinem Auf-den-Menschen-zu immer schon bei dem Menschen angekommen, und der Mensch ist von dem auf ihn hin geöffneten Seienden immer schon umgriffen und erreicht, also auf Grund seines Menschseins Sein-bei-der-Welt oder In-der-Welt-sein.

Es ist wichtig zu beachten, daß für Welt konstitutiv ist das Auf-den-Menschen-zu des Ganzen des Seienden. Daraus wird ersichtlich, daß wir die ontische Ebene verlassen haben und in der Schweben der ontologischen Differenz uns befinden. Daher wendet sich in der Geöffnetheit des Ganzen, des Seienden dem Menschen nicht nur eine Vielzahl von einzelnen Seienden als solchen zu, sondern das Sein des Seins selbst. In der Erfahrung der ontologischen Differenz zeigt sich Welt an als die Offenheit des Seins selbst.

Werfen wir einen Blick auf den Menschen. Per definitionem ist klar, daß Menschsein (= Geist-Materie-sein) Bei-sich-sein im Hingegeben-sein an das Andere bedeutet, das, wie wir vorhin sahen, in seinem Auf-den-Menschen-zu konstitutiv für Welt ist. Daraus wird deutlich, daß Welt in ihrem eigentlichsten Sinne „ist“ im Beziehungsfeld, in der relationalen Einheit des Auf-mich-zu des Seins und des existierenden Daseins (existierend im Sinne von Hingegebensein an das Andere, was mein Bei-mir-sein erst möglich macht). Schlette definiert dann Welt folgendermaßen: „Welt ist also Offenheit als die Schweben zwischen dem Sein und dem Existieren des menschlichen Daseins.“ Diese Bestimmung von Welt bewahrt die Vorrangigkeit des Seins vor der Welt, denn Welt ist nur dessen Offenheit beim Menschen; zugleich bleibt der Weltbegriff so umfassend, daß er Dinge und Tatsachen, Natur und Geschichte impliziert.

II. Heil

Man braucht nicht allzuviel über den Begriff der menschlichen Hoffnung nachzudenken, dann zeigt sich einem mit fast unerschütterlicher Deutlichkeit, daß der Inhalt aller und der letzten Hoffnung wiedergegeben werden kann mit Heil. Darüber gibt es meines Ermessens in der philosophischen Literatur keine Zwistigkeiten. Die Meinungsverschiedenheiten beginnen erst, wenn man sich zu fragen beginnt, ob der letzte Inhalt menschlicher Hoffnung, also Heil, eine völlig weltimmanente oder in einem ganz bestimmten Sinne welttranszendente Größe ist. Ich muß es ganz offen sagen, so überzeugend die Ausführungen Blochs über die Hoffnung auch scheinen mögen, sie scheitern am Phänomen des Todes. Die Personalität des Individuums Mensch hindert mich einfach daran, das Phänomen des Todes mit einer kollektivistischen Erfüllung der Hoffnung des Menschen auf Heil zu überstreichen. Andererseits möchte ich noch bemerken, es gibt keine wirklich menschliche Sozialität und Zwischenmenschlichkeit, wenn ich die Personalität des Individuums nicht ernst nehme. Das weist darauf hin, daß eine weltimmanente Fassung des Begriffes Heil zwar nicht in jedem Sinne unmöglich ist, wohl aber, daß die weltimmanente Fassung nicht die letzte ist. Dieser letzten Bestimmung des Begriffes Heil möchte ich mich nun als Theologe zuwenden.

Heil im eigentlichen Sinne ist Tat Gottes, der sich dem Menschen zuwendet und ihn ins Heil setzt durch sein personhaftes Handeln, seine Huld. Dieses Handeln Gottes wird in Mk 1, 15 so gekennzeichnet: „Gekommen ist die Herrschaft Gottes.“ Das Heil beinhaltet also eine streng personalistische Aussage. Auch das Unheil ist eine personale Größe, weil der Mensch der Selbstsucht verfallen ist und daher im Aufstand gegen Gottes Anspruch steht. Gleichzeitig gilt freilich, daß der der Selbstsucht verfallene Mensch eben in und mit dieser Verfallenheit der Bindung durch Gewalten und Mächte preisgegeben ist, die zu lösen seine eigenen Möglichkeiten übersteigt. Christus ist nun nach der Verkündigung des Neuen Testaments die personale Gestalt der Gottesherrschaft, die das Heil ist. Die Vereinigung mit ihm läßt nicht nur die öffnende Kraft eines menschlichen Du erfahren, sondern öffnet dem heilenden Eingriff Gottes selbst, seiner Herrschaft.

II. Die zwischen Heil und Welt waltende Beziehung

Welt konstituiert sich also im Relationsfeld von Offenheit des Seins auf den Menschen und der Ek-sistenz des Menschen. Diese Ek-sistenz des Menschen ist im Grunde nichts anderes als seine Freiheit. Welt verschärft sich nun zum Spannungszentrum zwischen Freiheit des Menschen und Offenheit des Seins, das will besagen, Welt wird gedentet im Horizont der menschlichen Freiheit.

Daher übt der Mensch in seinen Entscheidungen Macht aus über die Welt. Kapselt er sich in seiner Selbstsucht ab, dann wird die Welt in Mitleidenschaft gezogen, auch sie fällt dem Sog der Bosheit anheim, und anstatt, daß der Mensch in der Welt zu sich kommen würde, verliert er sich in ihr, sie wird ihm zur Feindin, er verfällt eben nach der Schrift den Mächten und Gewalten. So ist die Welt nun erlösungsbedürftig geworden, sie liegt in einem Zustand der Heillosigkeit darnieder, weil auch der Mensch heillos geworden ist.

Sünde in ihrem letzten Sinne, nämlich der Absage an Gott, des Aufstandes gegen die Gottesherrschaft geschieht in der Welt. Es gibt im Menschen nur diese eine offene, aufgerissene Flanke zu Gott hin, nämlich seine Ek-sistenz, die, wie wir gesehen haben, der eine Pol des Relationsfeldes Welt ist. Jede Entscheidung für oder wider Gott fällt in diesem Rahmen Welt. Welt wird dadurch zum Ort der Sünde. Daher ist sie aber auch der Ort schlechthin für das Heil. Durch die Entscheidung gegen Gott hat der Mensch die Welt um das Absolute gebracht. Er hat sie allein auf seine Freiheit gründen wollen und hat dadurch Welt und sich selbst in Heillosigkeit versetzt. Der Welt mußte also das Absolute wiedergegeben werden. Das konnte (von unserem Blickwinkel aus gesehen) nur Gott selber in der Gestalt des Menschen. Vielleicht eröffnet sich so ein tieferes Verständnis des Kommens Gottes in diese Welt. Als Mensch eröffnet Gott selber einen neuen Weltbezug. Dadurch wird die Welt wieder heil, weil der vom Menschen zerrissene Spannungsbogen Offenheit des Seins auf den Menschen und freiheitliche Ek-sistenz des Menschen auf das Sein) wieder vollständig wurde. Ueber die heilgewordene Welt konnte den Menschen wieder das Heil erreichen, weil sie die offene Flanke des Menschen auf Gott hin ist. Welt ist jetzt nicht nur mehr der Ort des Heiles für, sondern die Bedingung der Möglichkeit, daß den Menschen überhaupt Heil erreichen kann.

Diese Weltlichkeit des Heiles (weltlich, weil Welt Bedingung der Möglichkeit ist dafür, daß Heil den Menschen überhaupt erreicht, nicht aber weil Welt der Ursprung des Heiles wäre. Hier zeigt sich, inwiefern das Heil weltimmanent ist und in welchem Sinne die Transzendenz des Heiles verstanden werden muß) ist auch der Grund für seine Geschichtlichkeit. Eines der beiden konstitutiven Prinzipien, die wir für die Welt heraufgestellt haben, ist ja die Freiheit, Freiheit aber konstituiert Geschichtlichkeit. Daher gibt es im strengen Sinne auch Weltgeschichte. Von hier aus erweist sich eine allzu scharfe Trennung von Heilsgeschichte und Weltgeschichte als sehr problematisch. Man wird sie beide wohl unterscheiden müssen, aber dieser Unterschied dürfte sich als theoretischer erweisen, während in Wirklichkeit nie das eine ohne das andere in Erscheinung tritt.

Arnold Stiglmair (Trier)

gen Gewerbeoberschule in Bozen die Stunde ihrer Sendung für gekommen. Vor dem Gebäude ihrer Schule scharten sie sich rudelweise um ein einziges, dafür aber um so „bemerkenswerteres“ Transparent, auf dem zu lesen war: „Qui siamo nati, qui vogliamo lavorare!“

Ein bestechendes Argument. Jeder Kommentator würde hier zur Pleite!

Mir fielen gleich die alten Griechen ein, welche ahnungsvoll den Sitz des menschlichen Verstandes ins Zwerchfell verlegt hatten. In Cubis pro reo: ein Hoch den alten Griechen!

hz

Warum nicht?

12. April 1966. Ich bin in unserer Bude in Bozen daran, das Tonbandgerät für das Interview mit Dr. Toni Ebner vorzubereiten. Es ist etwas nach zehn Uhr. Der Herr Direktor der „Dolomiten“ hat mir elf Uhr als Termin für das Interview genannt.

Es klingelt das Telefon. Ich werde mit Dr. Toni Ebner verbunden: „Ja, Herr Zeller, es tut mir leid, bei der jetzigen Krise der Südtiroler Hochschülerschaft muß ich das Interview leider absagen.“ „Aber, bitte! Herr Direktor, warum?“ So sehr ich auch frage, mir wird der Grund nicht erklärt. Nun kann das an der Unklarheit meines Denkens liegen.

Da es mir aber Aufgabe der erwachsenen Leute zu sein scheint, die Begriffsverwirrung der heutigen Jugend zu klären, bat ich Dr. Toni Ebner eine Woche später noch einmal um das Interview in der Hoffnung, er würde mich wenigstens über den Grund des Aufschiebens aufklären. Dr. Ebner hatte mich nämlich auf 8 bis 14 Tage später vertröstet und ich hatte gesagt, ich würde mit dieser Nummer des Skolasten auf das Interview noch warten.

Aber — o weh — mein Problem wurde nicht gelöst. Der Herr Doktor betonte nämlich, er wolle einige Fragen sehr gerne beantworten. (Ich hatte Dr. Ebner die Fragen schon eine Woche bevor er mir den Termin genannt hatte, zugeschickt — welche Begriffsverwirrung!) Nun gut! Ich wollte die Fragen — und zwar alle — auch sehr gerne stellen, hatte mir doch die Ausarbeitung viel Zeit gekostet. Also warum gewährt Dr. Ebner das Interview nicht? Es kann doch nicht sein, daß der Herr Direktor einige zusätzliche Fragen über die Sachlichkeit der Kommentare der „Dolomiten“ über die internen SH-Angelegenheiten fürchtet. Nein, man denke nicht daran! Wie könnte auch ein klar denkender Mann ein verworrenes Studentlein für gefährlich finden? Nein, nein, das kann nicht sein!

Mir bleibt nichts übrig, als auf den nächsten Skolasten zu warten, für den mir Dr. Toni Ebner fix und klar die Gewährung des Interviews versprochen hat.

ze

„Freude und Leid Tirols“

Die Personifikation Tirols. Eine Frau, deren Vorzug es offenbar sein soll, Freude und Leid in sich zu vereinigen, beziehungsweise wiederzugeben. An das Mädchen von Spinges will das Bild nicht erinnern, da sonst darauf sicherlich auch eine Heugabel verabstrahiert wäre. So bleibt bei der Interpretation nichts anderes übrig, als sich das Bild aufzuteilen in die „Trauer“, die außer in nichts darin besteht, daß man nur das halbe Frauengesicht sieht und in die „Freude“, die davon Zeugnis ablegt, daß man wenigstens die andere Hälfte nicht sieht. Daß da auch noch „Tirol“ drinnen ist, fällt erst bei der Teilung der Brust auf, die zwar nicht drei, aber immerhin zwei Stücke hergibt. Mit Tirols Geschichte ward und wird eben grausam verfahren!

lp

Fortsetzung Seite 24

DANKERSTATTUNG

Allen öffentlichen Aemtern, Banken, Betrieben, allen Freunden danken wir sehr herzlich für die großzügigen Unterstützungen und Spenden, die sie im Jahre 1965 und 1966 der Südtiroler Hochschülerschaft zukommen ließen. Gleichzeitig erlauben wir uns, Sie um Ihr weiteres Wohlwollen zu bitten.

Für die Südtiroler Hochschülerschaft: Präsident ad interim

Pepi Zeller

Es hebt sich eine Blechbaracke einsam aus der Ebene. Von der Ferne dringt das Rollen eines Zuges herüber: lang, dumpf und unsichtbar.

Die Grillen zirpen unaufhörlich, als wollten sie die Nacht wachhalten.

Und von Wolkenschwadern begleitet steigt geheimnisvoll der Mond über die verschlafenen Getreidefelder auf. Ein Hund bellt in die Nacht; es ist der Hund von der Blechbaracke.

Und in dieser Baracke wohnt sie: Madame Armande. Sie, die mir lächelnd erklärte: „Der dritte Mann ist es, mit dem ich nun schon lebe.“ Sie, die 34 Jahre zählt und nun in der Baracke wohnt, deren Mann auf dem Turm der Kathedrale arbeitet, die ihren Sohn der Straße überläßt; der ich nicht glaubte, als sie sprach: „Dort wohne ich.“

In dieser Baracke schläft ein Hund, Madame Armande und ihr dritter Gatte.

Und der Mond bescheint mit mattem Lichte

wie zuvor Gestrauch und Ebene.

Und alles schläft;

die Grille wacht.

— Noch alles gleich —, nur steht der Mond nun höher.

II

Im späten Nachmittage fahren wir meerwärts Rouen entgegen. Der Tag hat sich verfinstert, und vor uns erhebt sich ein gewaltiges Wolkengebirge mit Höhen und Klüften dunkel drohend in der Ferne.

Unaufhörlich fahren wir dieser Wolkenzone entgegen.

Die Gegend hat sich in kurzer Zeit in ein gespensterhaftes Dunkel gehüllt.

Kühe glotzen auf den Weiden; Getreidefelder glänzen; und Dorf um Dorf lassen wir zurück.

Ein heftiger Regen ergießt sich über die Felder.

Aus der Ferne ragen zwei massige, runde Backsteintürme in den trüben Himmel. Ich erinnere mich, es muß das Schloß von Martinsville sein.

Nach kurzer Zeit — der Regen hat noch nicht nachgelassen — steht es vor uns. Zwei wilde Schloßhunde empfangen uns.

In einer Kammer brennt ein Licht.

Da kommt ein Wächter mit Mütze gerannt und schreit: „C'est fermé, c'est fermé!“ „Ça c'est le château de Martinsville?“ entgegen ich. „Oui, mais c'est fermé!“ Und schon ist er verschwunden im Schloß.

Die Hunde bellen,

der Regen hält an;

ein Licht brennt im Schloß; und der Himmel ist finster.

III

Ich sitze in einer alten Bar. Mit dem Barmeister streiten zwei Clochards. Während der Besoffene am halbgeleerten Glase zornig zu mir blickt, schläft ein Junge von zwanzig Jahren über den Tisch gebeugt.

Eine alte Frau, mit Schärpe, mit schwarzem Mantel und mit Finken, tritt herein und setzt sich in die leere Ecke. Sie sitzt und döst, den Kopf in beiden Händen. Und der Barmeister läßt ihr unbeachtet ihre Ecke.

Sie hat Hunger, noch nichts gegessen den ganzen Tag. Und ein Clochard ruft: „Ich fluche der Gewohnheit, Preis dem Zufall!“ Die Bettlerin wagt einen scheuen Blick zu mir.

Ich bezahle ihr einen Kaffee, und fortwährend trifft mich ihr dankbarer Blick.

Da ich die Bar verlasse, lese ich am verwitterten Eingangsschild:

„Ça ira“

„Es wird schon gehen.“

Skizzen einer Reise

IV

In dürrigen Schuhen und Lumpen humpelt ein Bettler die Straße hinauf. Es ist die Kirchenstraße: Saint Martin.

Es läutet zur Messe, und dieser humpelt die Straße hinauf. Doch die Glocken scheppern so fade. Sie sind halt schon alt, und es sei nicht zu vermeiden, wenn sie so frei dahingen, und die Vögel wie die Wittörung hätten ihnen schon manches angetan. So fehlt ihnen der reine Klang.

Da begeben sich viele Leute zur Messe. Eine Frau auch, von dieser kurz folgendes:

Diese Frau sieht den Bettler, schaut ihn genauer an, hält inne beim Gehen und blickt um sich. Dort erkennt sie Monsieur Verdure. Sie ruft ihm: „Monsieur Verdure, regardez, c'est Lafouge!“ Sie hat Mitleid.

Vor dreißig Jahren saß sie mit ihm in der gleichen Klasse, ja Lafouge. Und damals organisierte er all die Spiele. Und Lafouge war einer der Ersten beim Fußball. Als bald aber war ihm seine Mutter gestorben, und der Vater lebte schon längst nicht mehr. Eben damals. Doch, wovon erzähle ich. Davon weiß ich ja nichts. Ich denke es mir so.

Aber sie ist eine Frau und hat Mitleid. Zu Verdure sagt sie: „C'est Lafouge.“ Doch Verdure antwortet reserviert und kalt: „Je ne le connais pas.“

Und Verdure geht zur Kirche. Die scheppernden Glocken haben ja zur Messe geläutet. Gleicherweise tut es die Frau.

Der Bettler aber humpelt die Straße hinauf. Es ist die Kirchenstraße: Saint Martin.



Die Bettlerin in der Citroën-Perspektive

In einem alten, zur Hälfte ummauerten Hofe steht unser Zelt, nicht weit davon unser Auto. Dahinter wiegt sich ein großer Weidenstrauch im leichten Winde. In einer andern Ecke des Hofes erzählt ein alter, hochrädiger Zweiradkarren, von den Jahrhunderten zerfallen, seine Geschichte.

Außerhalb des Hofes ragen ferne die beiden Türme von Chartres in den klaren Himmel; und die Sonne scheint warm vom Westen. Gelbe Getreidefelder erstrecken sich ins Unendliche; nur ein hoher Wasserturm trotz der Gegend, die milde ihre schwere, reife Frucht trägt.

Und wir liegen im Hof beim alten Karren und überdenken die ermüdende Reise vom vergangenen Tag:

Le Pont der Tancareville, hoch über der Seine; die unvergeßlichen alten Gehöfte: schmal, lang, mit Grasdächern; die eigenwilligen Gegenden; und endlich, bereits wieder im Landinnern, die große Ebene auf Chartres zu; einige einsame Dörfchen in den Feldern, behauptet von Kirch- und Wasserturm.

Weit in der Ferne zwei gotische Türme: Die Notre Dame von Chartres.

VI

Abends eif Uhr. Wir sitzen bei einem Tee an der Straße. Dichter Nachtverkehr.

Und viele steigen die Treppe hinunter zum Metro, viele kommen herauf.

Die Luft ist kalt, der Sommerszeit nicht entsprechend. Von dem Erlebten des vergangenen Tages erzählen wir uns: Clochards . . ., Gespräch mit der Barfrau . . .

Und viele steigen die Treppe hinunter zum Metro, viele kommen herauf.

Unsere Blicke sind auf ein altes Weiblein gerichtet. Mit krummen Beinen, schwerer Tasche und vergilbtem Mantel kriecht sie über die Stiege herauf. Wir schweigen. Nahe hülpt sie an uns vorbei, gehindert von der schweren Tasche beim Gehen. Ein Zögern unsererseits, und mein Freund steht auf, folgt ihr und bietet ihr seinen Trägerdienst an.

Doch sie verneint, geht einige Schritte weiter und verrichtet dort neben der großen Tasche ihre Notdurft.

Nachdem sie sich umgesehen, lenkt sie auf die Bank zu, die nahe bei uns steht. Da breitet sie ihre Sachen aus. Sie dreht eine Zigarette, holt eine Decke aus der Tasche, hebt die Beine auf die Bank und bedeckt sich. Mit tiefen Zügen raucht sie ihr Rauchwerk. Dann versucht sie zu schlafen.

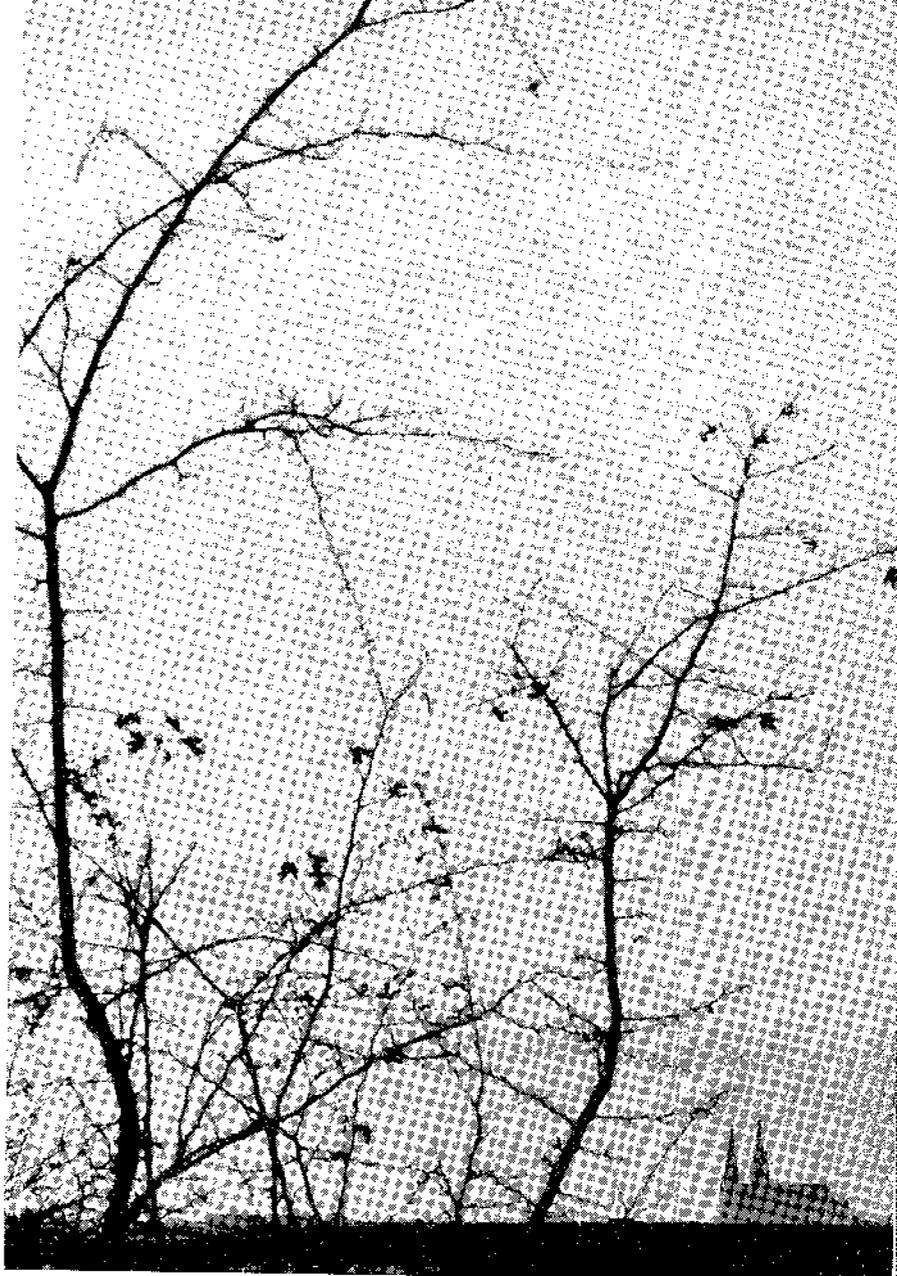
Der Musikbox lärmt, hinten spielen sie Billard. Der Verkehr ist dicht. Leute passieren. Die Nacht ist kalt, der Sommerszeit nicht entsprechend.

Und viele kommen die Treppe herauf, viele steigen hinunter.

Da regt sie sich auf der Bank, schlägt die Wolldecke zurück, hebt sich aus der liegenden Stellung, packt die Decke in die Tasche.

Und ein Weiblein hülpt in altem Mantel mit der Tasche zu der Stiege. Tritt für Tritt hinkt sie hinunter, gehindert von der schweren Last.

Und sie verschwand gleich einem Igel in dunkler Nacht.



„Weit in der Ferne zwei gotische Türme: Die Notre Dame von Chartres.“

VII

An Serge.

Serge, mit den traurig bleichen Wangen, Du schlichst Dich scheu heran zu unserem Zelt.

Deine neugierigen, bittenden Augen blickten uns an.

Du holtest uns Wasser; Du trankst aus unserem Becher die rote Limonade. Nur selten wagtest Du eine Frage mit Deiner zarten Stimme.

Da stampfte wütend der fette Proprietär herbei:

„Va-t-en cochon! Sans un mot, voleur!“
Unsere beschwichtigenden Worte halfen nichts.

Du gingest davon.

Und am Abend, als Du wieder gekommen, weintest Du in unserem Zelt. Und später bellte der Hund in der Blechbaracke.

Serge, Kind dieser fetten Erde, dieser „douce terre“, bist nicht auch Du der Sohn einer Mutter? einer Mutter, die Dich in ihrem Schoße trug?

Deine Mutter schläft in der Blechbaracke, mit ihrem dritten Gatten.

Und der Mond bescheint mit mattem Lichte

immernoch die Ebene.

Als alles schlief, weintest Du.

Später aber bellte ein Hund in die Nacht.

„Die schönste Promenade der Welt“

Vor ein paar Wochen fand ich obigen Ausspruch als Zitat in einem Aufsatz über Meran. Das Zitat bezog sich auf das neue Südtiroler Wanderbuch von Dr. Josef Rampold.

Ich traute der Echtheit der Angabe nicht ganz und besorgte mir dieses Wanderbuch. Tatsächlich fand ich ein Kapitel mit der Überschrift: Die schönste Promenade der Welt. Damit war der Tappeinerweg gemeint.

Gleich überkam mich eine Welle der Freude und des Stolzes. Respekt, dachte ich mir, und so was liegt in meinem Geburtsland, nicht weit von meinem Geburtsort entfernt! Da kann man doch hinaufahren, wenn immer es einem paßt und auf der schönsten Promenade der Welt spazieren gehen. Ein Privileg, das die „Freunden“ nur gegen viel Geld einhandeln können!

Meine Genugtuung war mehr als begründet. Stammt doch die Behauptung von einem Einheimischen (nicht etwa von einem Gast, der aus Gründen der Urlaubsrromantik und anderer Faktoren ins Schwärmen kommt und mangels Willen oder Fähigkeit zu einem guten und originalen Ausdruck einen kühnen Superlativ gebraucht), der in diesem Buch Tutzende von schönen Stellen in ganz Südtirol beschreibt und Gelegenheit zur nüchternen Auswahl und zum Wägen seiner Worte hat. Die Bewunderung für mein Land stieg noch weiter, als ich bedachte, daß diese Promenade demnach die herrlichen Promenadengärten von Ravello an der amalfitanischen Küste, die Promenaden auf dem Bürgenstock am Vierwaldstättersee, die Genfer Seepromenaden und viele andere bekannte und unbekannte Wunder der Welt eindeutig aussticht.

Ja aussticht, denn die Feststellung ist eindeutig, auch wenn die Vergleiche und die Begründung fehlen. Der Autor muß es wissen, dachte ich mir. Es steht bestimmt mehr darüber im Vorwort. Und ich blätterte zurück.

Dieses versetzte mich dann in eine Welt, die mich alles begreifen machte. Ich las von „der Wanderung, der die Zukunft gehört, nicht der Straße“ und daß in diesem Buch „die Wanderung in der Universalität ihrer Stimme, ihrer Blickpunkte, der Siedlungen, der Kunstdenkmäler und nicht zuletzt der Landschaftsgebundenen Einkehrstälten geschildert werden sollte.“

Mit Ehrfurcht bin ich dann zum Geleitwort von Hubert Mumelter gekommen. Dort habe ich das große Geheimnis entdeckt, das solchem Erleben, solchen Aussagen und solcher Art der schriftlichen Wiedergabe zu Grunde liegt.

Es ist „des Autors Wesensverbindung zwischen dem erdfesten und schöngeistigen Menschen“, die dazu befähigt, den Tappeinerweg als „die schönste Promenade der Welt“ zu bezeichnen und auch diesen schönsten Stil der Welt hervorzu- bringen.

Die anderen aber, die nicht zu den Schöngeistern und Erdfesten gehören, könnten dabei die Freude an den Schönheiten unserer Gegend verlieren. st

Nur nebenbei bemerkt

(Vgl. die Buchbesprechung: „Italia sotto inchiasta“ S. 30.)

Den Italienern wird hier nebenbei vorgerechnet, welcher Sünden sie sich in Südtirol zu bekennen hätten. Die Sünden des liberalen Italien, der Faschisten und diejenigen des demokratischen Italien. Es

Fortsetzung: nächste Seite, letzte Spalte!

VERMITTLUNG VON GLAUBE UND WISSEN ALS AUFGABE DES HOCHSCHÜLERS

Beim Artikelwettbewerb der SH 1965 erhielt Kollege Scheichl mit dem folgenden Beitrag einen zweiten Preis. Den Artikel des Kollegen Josef Tiv, der auch mit dem zweiten Preis prämiert wurde, haben wir bereits im letzten Skolasten abgedruckt.

Mit dem vorliegenden Aufsatz soll nicht gezeigt werden, auf welche mannigfaltige Art und Weise der Südtiroler im Studium seine Wissens- und Menschenbildung erweitern kann, wie die Aneignung dieses verschiedenartigen Neuen, mit dem er im Laufe seiner Hochschuljahre konfrontiert wird, erfolgen soll und in welcher Weise es ihm noch möglich ist, sich in der Tradition seines Landes zurechtzufinden und selbst einen Beitrag zu deren Verlebendigung und Weiterführung zu leisten. Ich möchte vielmehr das allgemeinere Thema, das mich zum Verfassen dieses Artikels angeregt hat, in dem Sinne einengen, daß ich nur auf die Horizonsweiterung eines Lebenselementes, nämlich des religiösen Glaubens, eingehen will.

Weil mir das Problem der Glaubensvertiefung als eines der zentralsten im menschlichen Leben erscheint, will ich durch einige Hinweise deutlich machen, daß es für den gläubigen Hochschüler, der sich im Studium einen größeren Wissensschatz erwirbt, notwendig ist, seinen Glauben in entsprechender Weise zu vergeistigen und ihn aus der Unmittelbarkeit einer naiven Autoritätsgläubigkeit herauszuführen. Erst dadurch kann er dem christlichen Realismus gerecht werden. Unter christlichem Realismus verstehe ich den ernstlichen Versuch des Christen, Glaube und übrige Daseinsführung so zu einem Ganzen zu vereinen, daß der Glaube auch im alltäglichen Dasein wirklich und mächtig ist, daß er auch zum Motiv der Lebensgestaltung wird. Mag auch dieses Bemühen des gläubigen Menschen nie vollends das erstrebte Ziel erreichen, die Forderung besteht, und ihr hat sich der einzelne Christ zu stellen. Für den Studierenden hat nun diese Forderung zur Folge, daß christliches Bewußtsein und Erweiterung des Lebenshorizontes, daß Religion und Wissensbildung nicht auseinanderfallen dürfen.

Ich behaupte nun, daß eine solche Vermittlung von Glaube und Wissenserweiterung nur dann auf die Dauer möglich ist, wenn die christliche Religion auch denkend angeeignet wird, wenn Glaubensgrundsätze mit Sinnverständnis aufgenommen werden und nicht nur aus bloßem Gehorsam befolgt werden. Damit distanzieren mich von dem nie ausgestorbenen Vorurteil, daß ein Glaube, der seine Inhalte mit dem wissenschaftlichen Denken konfrontiert, notwendig der Auflösung entgegengetrieben; ich erachte es im Gegenteil als die Pflicht des Studenten, daß er in der Zeit, die er dem Studium widmet, über religiöse Probleme nachdenkt, daß er auch mit Kollegen anderer Konfessionen darüber diskutiert und daß er versucht, den Sinn der christlichen Tradition, an der die Menschen zweier Jahrtausende gearbeitet haben, zu ergründen. Soll der Anspruch, Glaube und übrige Daseinsgestaltung in christlicher Bewährung zu vereinen, bestehen, dann kann es auch nicht Ziel der Kirche sein, durch Unmündig- erhalten im Gehorsam das Christentum zu retten. Es ist vielmehr Aufgabe der Kirche, nach Möglichkeit jeden zu einem mündigen Christen zu machen, so daß der Gläubige nicht nur blind den Autoritäten gehorcht und ihre Vorschriften untertänigst erfüllt, sondern selbst den Sinn der christlichen Gebote, der kultischen Formen im Gottesdienst und der Worte

der Heiligen Schrift begreifen lernt. Damit wird auch die vom Aufklärungsverstand an sie herangebrachte Alternative von Autorität der Kirche und Autonomie des Gewissens hinfällig. Weil Verantwortung vor dem eigenen Gewissen immer auch Verantwortung vor der Gemeinschaft der Mitmenschen bedeutet, ist die Autorität der Kirche in grundsätzlicher Hinsicht nichts anderes als die Gewissensautonomie der Gläubigen, die sich in befehlender Form an die Gewissensbildung der Unmündigen und Lernenden wendet.

Wie ist es aber nun mit dieser Mündigkeit bestellt, wie verträgt sich geistige Aufgeklärtheit mit dem Bekenntnis zu einer positiven Religion, zu einer Offenbarungsreligion, die ihre Inhalte nicht aus der reinen Vernunft deduziert, sondern ihre wesentliche Grundlage aus einer Offenbarung Gottes herleitet? Es kann freilich im Rahmen dieses Artikels nicht darauf eingegangen werden, wie das Verhältnis der menschlichen Vernunft zur geoffenbarten christlichen Religion zu denken sei; ich möchte nur darauf hinweisen, daß die Glaubensinhalte des Christentums, wie immer sie auch begründet werden, sei es durch die Heilige Schrift oder durch die Autorität der Kirche, einer dauernden Interpretation, einer dem jeweiligen Weltbild und dem jeweiligen Motivationshorizont entsprechenden Sinn- auslegung bedürfen. Nur dann kann eine Tradition des christlichen Glaubens lebendig bleiben und nur dann kann sie für ihre Angehörigen sinnvolle Maßstäbe der Lebensorientierung liefern. Die Tradition des Glaubens wird aber zum starren und bezüglich der Bewährung im Leben sterilen Traditionalismus, dadurch, daß man sich, obwohl die naive und unreflektierte Art des religiösen Bewußtseins nicht mehr wirklich ist und für einen im Studium der Wissenschaften stehenden Menschen auch nicht mehr die adäquate Glaubensform sein kann, nicht mehr bemüht, den Sinn der durch elterliche Erziehung und kirchliche Autorität übernommenen Glaubensgrundsätze zu verstehen und sie dem eigenen Bildungsgrad entsprechend anzueignen. Ist es auch nicht jedem Menschen aufgetragen, seinen Glauben auf reflektierende Weise schlüssig zu machen, ihn im Rahmen einer denkenden Bemühen zu rechtfertigen, so ist es doch bei entsprechender Entwicklung des Wissens und Gewissens unumgänglich, sich das christliche Lehrgut so zu erwerben, daß man in der Lage ist, im beruflichen und öffentlichen Leben dazu Stellung zu nehmen.

Die Ansicht, daß der aufklärende Verstand sich häufig sophistischer Mittel bedient, besonders dann, wenn es gilt, gegen die Religion und andere auf Tradition fundierte Wirklichkeiten loszuziehen, besteht allerdings zurecht. Es geschieht nicht selten, daß Vertreter der Einzelwissenschaften die Grenzen ihres Wissenschaftsbereiches nicht mehr sehen wollen und sich anmaßen, mit ihrer bestimmten Methode alles erklären zu können, bzw. das, was sie nicht mehr erklären können, als Einbildung und metaphysischen Wahn zu entlarven. So hat z. B. Wolfgang Gröbner, Ordinarius für Mathematik an der Universität Innsbruck, in dem von ihm gehaltenen Seminar für Grenzprobleme, in polemischen Aeußerungen an der katholischen Theologie

Kritik geübt, indem er versucht hat, vom Standpunkt der Naturwissenschaft aus, die Wahrheit kirchlicher Lehrrsätze und Dogmen - er nennt sie Leerformeln - zu widerlegen. Das Bemühen Gröbners, in Diskussionen religiöse Probleme zu erörtern, ist zwar sehr zu begrüßen und auch anzuerkennen, doch darf man sich dabei die Sache nicht so leicht machen und durch Herausarbeiten von Scheinalternativen, Probleme, die vielschichtiger sind, vereinfachen und sie einer einseitigen Lösung zuführen.

Wenn man von der Religion und der sie reflektierenden Theologie verlangt, sie möge ihren „Gegenstand“, nämlich Gott, so beweisen, wie die Einzelwissenschaft Gesetze aufstellt und deren Allgemeingültigkeit und praktische Relevanz ableitet, so hat man vergessen, daß Gott nicht irgendein Faktisches ist und demnach nicht analog einem Gegenstand der Naturwissenschaft bewiesen werden kann, sondern vielmehr der Sinn jeder faktischen Wirklichkeit und vor allem der geschichtlichen Wirklichkeit des Menschen ist. Man bedenkt sonst nicht, daß die Sinnhaftigkeit Gottes auch dann eine motivierende Instanz sein kann und damit Relevanz für die Praxis des Menschen hat, wenn sie nicht mit empirischen Beweisen schlüssig zu machen ist. Es wird auch oft versucht, die christliche Religion nur von der Historie her zu beleuchten und aus der Analyse der Fakten des Lebens Jesu und der Entwicklung der Kirche ihre Legitimation zu erbringen, bzw. sich ein Urteil über die Existenzberechtigung der christlichen Religion als Institution anzumaßen. In der Psychologie und Psychoanalyse, aber auch im modernen Roman, ist man nicht selten bestrebt, das religiöse Bewußtsein und seine Äußerungen im Gottesdienst und in anderen kultischen Festen und Zeremonien als mythologische Reminiszenzen und als Entlastungsphänomene einer noch nicht genügend aufgeklärten sozialen Gruppe zu entlarven.

Angesichts dieser Tendenzen, den Glauben an eine Offenbarung Gottes als Mangel an Mündigkeit zu deuten, könnte man den vorliegenden Schluß ziehen, daß durch die unaufhaltbare Ausbreitung der modernen Wissenschaften der christlichen Religion immer mehr an Boden entzogen wird und daß die religiöse Substanz sich daher notwendig verflüchtigen muß. Es ist dann nicht zu verwundern, wenn einige der Studierenden für eine Konservierung des religiösen Traditionsgutes eintreten, wenn sie in jeder argumentierenden Auseinandersetzung eine Zersetzung des übernommenen Glaubens sehen und ihn daher vor jeder Fühlungnahme mit anderen Weltanschauungen und Ideologien behüten. Ein solcher Rückzug aus der Welt des Wissens hat aber immer den Charakter einer künstlichen Naivität und der Glaube, der aus einem solchen Verhalten resultiert, hat nicht mehr die ursprüngliche Echtheit an sich, weil die Ruhe des Herzens, die durch den Einbruch des Denkens gestört wurde, nicht durch nachträgliche Distanzierung dieses Denkens wieder erlangt werden kann. Nur das kann die Wunde heilen, was sie geschlagen hat. Ist der naive Glaube der Jugend durch die Macht des revoltierenden Verstandes erschüttert worden, so kann eine Versöhnung nur mehr in einem Glauben zu finden sein, der sich auch denkend bestimmt, der seine Inhalte auf ihre sinnhafte und bezüglich des Lebenszieles praktische Relevanz hin prüft.

Der Student, der im Getriebe der Wissenschaften steht, für den sich im Studium eine neue Welt auftut, kann bestimmten religionsteindlichen Tendenzen und simplifizierenden Weltanschauungen nur dann die Stirne bieten, wenn er sich in der Zeit seines geistigen Heranreifens Maßstäbe erarbeitet hat, mit denen er die Abstraktheit dieser Richtungen durchschauen kann, aber auch das, was an sittlich-religiöser Substanz außerhalb des

Christentums im Laufe der Geschichte in die Welt getreten ist, würdigen kann. Der auf diese Weise mündig gewordene Christ ist sich bewußt, daß sein Glaube, der der differenzierten Welt und ihren Forderungen in der Familie, in der Gesellschaft und im Staat einen Sinn abzugewinnen vermag, durch seine Bewährung in der menschlichen Gemeinschaft sich legitimiert hat. Nur wenn dem Christen von seiner Religion her eine umfassende Sinnbestimmung des menschlichen Lebens gelingt, wenn er den im Laufe der Zeit aufgebrochenen neuen Motiven und Problemen ihren richtigen Ort anzuweisen vermag, hat er von der Lebendigkeit und Kraft seines Glaubens Zeugnis abgelegt.

Wer auf diese Weise sein religiöses Bekenntnis vertieft hat, hat auch das gewissenhafte Recht, Kritik an der Erstarrung und Sterilität vieler kirchlicher Einrichtungen zu üben. Bestimmte Formen der kirchlichen Institution, die früher lebendig und an ihrem Platze waren, haben für die gegenwärtige Zeit, die andere Aufgaben hat und andere Forderungen an den Christen stellt, keine lebendige Kraft mehr und müssen daher, auch wenn sie auf jahrhundertlanges Bestehen zurückweisen können, verabschiedet werden. Aber eine Verwandlung, die bedingt ist durch den Anspruch des christlichen Realismus, kann nie eine völlige Distanzierung der Tradition beinhalten. Das was an geistiger Arbeit sowohl von der Lehrenden als auch von der hörenden Kirche bisher geleistet worden ist, muß anerkannt und für den Aufbau einer immer sich reformierenden Kirche herangezogen werden. Wer glaubt, auf Grund einiger Verstandeskategorien den Reichtum einer Tradition lächerlich machen zu können, wird selbst angesichts des bereits in der Vergangenheit Geleisteten zu einer lächerlichen Figur, dadurch, daß er durch den Mangel an geistiger Bildung unter das Niveau der von ihm nicht angeeigneten Vergangenheit fällt. Es ist auch eine Art naiver Romantik, zu glauben, man könne wieder zum Urchristentum zurückkehren und die Entwicklung des Christentums, die immer auch im Zeichen des Denkens vor sich ging, unberücksichtigt lassen. Ein Rückgriff auf die Ursprünglichkeit des christlichen Glaubens kann zwar wesentliche Momente, die durch eine erstarrte Tradition verdeckt worden sind, wieder in den Vordergrund rücken, setzt aber die inzwischen erfolgte Differenzierung des theologischen Denkens voraus.

Der Student, der sich mit den Realitäten in seiner Heimat auseinandersetzt, möge dies alles bedenken und sich nicht die Alternative von Traditionalismus und Nonkonformismus (Modernismus) aufbürden lassen. Eine Tradition, die nicht mehr in stande ist, den durch Veränderung des Weltbildes neu hinzugekommenen Motiven einen Sinn abzugewinnen, die also grundsätzlich jeder Verwandlung ihrer Gestalt negativ gegenübersteht, ist starrer Traditionalismus und fordert zur berechtigten Kritik heraus. Dieser Aufgabe einer Kritik, die allerdings nie eine bloß negative sein darf, sondern immer auch neue Ansatzpunkte und neue Möglichkeiten der Verlebendigung in Aussicht stellen muß, kann sich besonders der Südtiroler Student nicht entziehen, und vor allem dann nicht, wenn er schon durch die Art seines Studiums mit der religiösen Thematik beschäftigt ist.

Vielen von den Südtiroler Studenten wird einmal die Erziehung der Jugend überantwortet werden, und diese mögen sich bewußt werden, daß die Heranbringung von religiösen Motiven an den jungen Menschen nicht nur der elterlichen Erziehung und den Religionslehrern überlassen werden darf. Es genügt meiner Ansicht nach nicht, den Lernenden mit dem reichen Bildungstoff europäischer Geschichte und Kultur zu belasten, ohne den Bezug dieser geistigen und religiösen Arbeit der Vergangenheit

wäre gut, wenn Italien wenigstens einmal im Jahr zur Beichte ginge (auch wenn erst nach Ostern). Aber sich nur so sporadisch das Gewissen zu erforschen, ohne die Beichtstühle aufzusuchen (es gäbe deren viele), wird auf die Dauer zu einer nicht mehr nachlassbaren Sünde, weil es eine Sünde, wenn schon nicht gegen den Heiligen, bestimmt gegen den gesunden Geist ist.

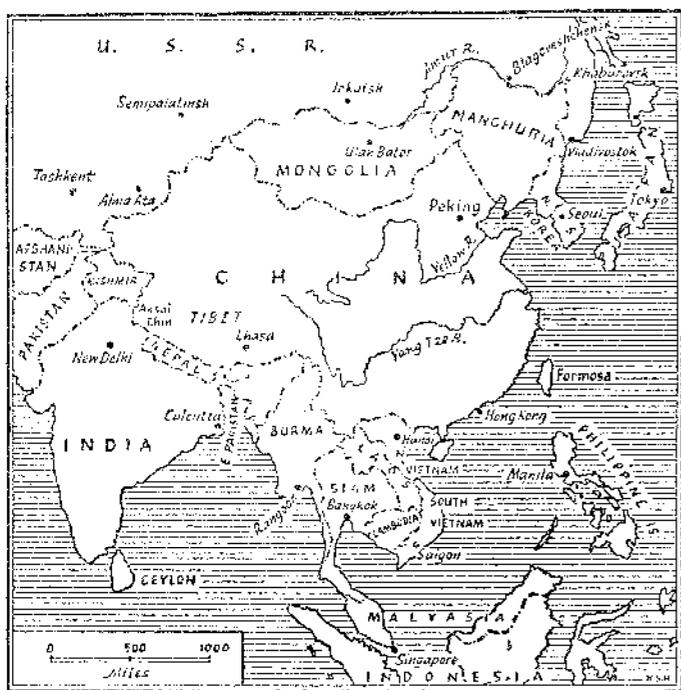
Seite 328 bemängelt Russo, es komme oft vor, daß Südtiroler als Katholiken die Heimat verlassen und als Lutheraner zurückkehren. Italien sieht uns gerne als „Ketzer“. Wenn wir aber fragen, bei wem die Schuld liegt, verändert sich das Bild schlagartig. Italien verschreit uns als Protestanten und nimmt uns, nachdem es uns dazu gebracht hat, nicht ernst. Wir protestieren ja nicht, weil wir protestant sind, sondern gemacht worden sind. Unsere „consecutio temporum“ ist allerdings nicht in stande, ein „futurum exactum“ zu bilden, da Italien mit dem Präsenz als einer Zeit verfährt, in der sich alles erfüllt hat. War die Vergangenheit allerdings „perfetto“, wird die Zukunft wohl „imperfetto“ bleiben.

Daß der „Alto Adige“ (Seite 324) eine der besten Provinzblätter Italiens sei, wie Russo behauptet, mag insofern stimmen, als man jeder Ausgabe die Investition anmerkt. Die Wahrheit über den „Alto Adige“ wird wohl in der Mitte von dem liegen, was man nicht abstreifen kann, und dem, was die übrigen Vorteile als nicht auszuschlagen ratsam erscheinen lassen mögen, bei einer Haltung, die insofern liberal ist, als sie von Seite zu Seite wechselt und erst beim „Blatt für deutsche Leser“ unzweideutig wird.

Wie schwer für einen italienischen Setzer selbst von Tolomei übersetzte Südtiroler Ortsnamen zu setzen sind, wird Seite 314 offenbar, wo der Geburtsort unseres Bischofs mit „Lugen“ angegeben wird. Nun heißt Lüssen auf italienisch „Luson“, auf tirolerisch heißen aber nicht nur „Luson“, sondern zum Beispiel auch „Rabla“ Rabland im Vintschgau und dergleichen mehr, so wie es der Setzer gesetzt hat: „Lugen“.

Abschließend sei nur noch erwähnt, daß Russo die bekannte Inschrift auf dem Siegesdenkmal in Bozen mit „Hunc“ beginnen läßt, während auf dem Siegesdenkmal eigentlich „Hinc“ steht. Ein Unterschied, der im Lateinischen sicher besteht und den in einem guten Nachschlagewerk herauszufinden sich immerhin lohnen mag, wird hier insofern hinfällig, als man sagen muß, daß sich die Italiener diesbezüglich immer noch ein I für ein U vor-machen und umgekehrt. -o-

zur Gegenwart und ihren Aufgaben herauszustellen. Erst durch diese gegenseitige Angewiesenheit von vergangenem Bildungsgut und gegenwärtigem Handeln in der Verantwortung vor der Gemeinschaft kann eine Tradition, und das gilt insbesondere auch für die christliche Tradition, lebendig bleiben und ihre Aktualität beweisen.



Der Leser möge beachten, daß dieser Artikel von einem koreanischen Soziologiestudenten verfaßt wurde. Das allein kann aber nicht die trappelnde Verschiedenheit der Einschätzung der Vergangenheit und Gegenwart Chinas von anderen Darstellungen erklären. Es wäre wünschenswert, weitere Stimmen aus dem asiatischen Raum zu hören.

Das neue China

Das Erdreich hat einen Anbeginn:
Es sei des Erdreichs Mutter genannt.
Wer einmal seine Mutter laßt,
hat sich als ihren Sohn erkannt.
Wer einmal sich als Sohn erkannt,
wird immer noch die Mutter wahren.
Stolet hin sein Leib, ist er ohne Gefahren.
(Laotse Tse-Ts-King)

Berichte, Beobachtungen und Analysen über das neue China gehören heute zur Tagesordnung jeder Zeitung überall in der Welt, ausgenommen in den Ländern wie Südkorea, Formosa, Südvietsnam, Südafrika und Spanien. Die Haltung der China-Forschung, wenn man es nennen darf, ist jedoch von Land zu Land und von Jahr zu Jahr außerordentlich unterschiedlich.

Bemerkenswert ist auch die Menge der Veröffentlichungen in der Sache „China“, die offensichtlich in einem korrelativen Verhältnis zur politischen Einstellung und zur Offenheit der entsprechenden Länder gegenüber China steht.

Man kann wohl die gesamten Veröffentlichungen über China in der westlichen Welt in drei Phasen teilen: Veröffentlichungen unmittelbar nach der Errichtung der Volksdemokratie, Veröffentlichungen nach der Kampagne „Großer Sprung vorwärts“ und „Volkskommune“ und schließlich in den letzten zwei Jahren die Veröffentlichungen nach den Explosionen der Atombomben. Zutreffend hat Hans Henle die Haltung des Abendlandes China gegenüber beobachtet, wenn er sagt: „Die Abendländer können sich nur schwer vom herkömmlichen Bild des exotischen Reiches der Mitte losreißen. Die Gebildeten, vor allem in den USA, England und Deutschland, entdeckten die Weisheiten und Kulturleistungen der alchinesischen Geschichte mit Bewunderung und Liebe. Man verehrte das klassische China... Diese Verehrung für das klassische China hatte etwas Museales an sich, etwas von der Weltabgeschlossenheit der Philosophen, deren maßvolle Weisheit über Welt und Menschen man in China suchte, weil sie im Westen niemand mehr zu geben verstand.“

Das moderne China und sein Niedergang seit der Jahrhundertwende begonnene dagegen Verachtung, bestenfalls herablassendem Mitleid.“

Gegenüber dem neuen China, abgesehen von wenigen Ausnahmen, kommen, wenn man China beschreibt, noch das westliche Staatsethos, vornehmlich der Antikommunismus und der Begriff der abstrakten Demokratie (parlamentarischen) und der abstrakten Freiheit hinzu. Maßlose Vergleiche werden verabsolutierend gestellt. Die Wirkung der China-Berichte kann man mit einigen Stichworten wiedergeben: in China herrschen Terror und Grausamkeit, Aggression der Politik, gelbe Gefahr, als seien die Chinesen durch das neue Gesellschaftssystem nicht mehr Chinesen.

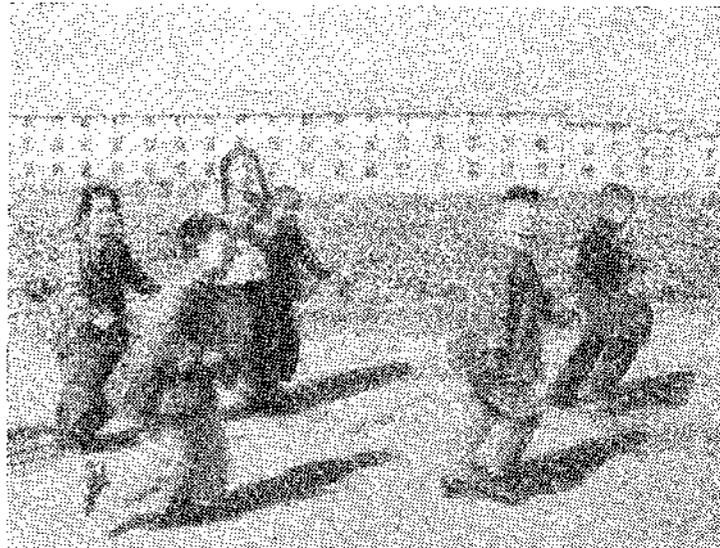
Es ist in der Tat schwer, China wertfrei darzustellen, insbesondere das kommunistische China, wenn man so die Entwicklung in China analysiert, wäre es aber human und informativ, daß man die im Zusammenhang stehenden Ereignisse und Gegebenheiten in der ganzen Entwicklung miteinbezieht. Nichts ist gefährlicher, als die Erscheinungen zu verzerren und dann über die Sache nach Bequemlichkeit zu moralisieren. Symptomatisch ist es auch, daß man erst nach den Atomexplosionen China allmählich relativ objektiv darzustellen begann. Dies ist übrigens durch eingehende Beobachtungen der Veröffentlichungen und Rundfunkreportagen zu konstatieren. China ist heute nicht nur ein weltpolitischer Faktor, sondern es ist Faktor der zeitgeschichtlichen Entwicklung der heutigen Welt schlechthin. Für den Frieden ist daher notwendig China richtig zu verstehen. Der Friede wird dann wirklich ernsthaft gefährdet, wenn gewisse Interessengruppen aus Gründen der Monopolisierung die geschichtliche Entwicklung bremsen oder gar rückgängig machen wollen.

Es ist unverantwortlich, China von 1958 bis 1961 mit Schadenfreude auszulachen, als dort unbeschreibliche Naturkatastrophen herrschten. Man hoffte nur, daß das System zusammenbräche. Die Menschen im kommunistischen Gesellschaftssystem sind den Abendländern nicht wert humanitär betrach-

tet zu werden. Daß diese Menschen ernsthaft für ihre Zukunft Opfer bringen, scheint den Abendländern nur ein teuflisches Spiel zu sein. Für die Inder dagegen, die angeblich in einer freiheitlich-demokratischen Welt leben, wird zur Hilfe mit derartigen Aufwand aufgerufen, als seien sie viel bessere Menschen. Hier wäre einzuräumen, um Mißverständnissen vorzubeugen, daß ich keineswegs die Ansicht verrete, daß den Indern nicht geholfen werden sollte. Im Gegenteil, man kann dadurch China im Jahre 1958 bis 1961 besser denn je richtig verstehen. Abgesehen davon ist heute in Indien immer noch eine Schicht der Bevölkerung vorhanden, die besser lebt als amerikanische Multimillionäre, während in China alles getan worden ist, daß das Volk nicht wie früher an Hungersnot leidet. China hat diesen schwierigsten Prüfstein in seiner Entwicklung nicht nur gut überstanden, es hat dazu sämtliche Schulden, die es für seine Entwicklung machen mußte, an die UdSSR zum Jahresende 1964 bis auf den letzten Rubel zurückbezahlt (nicht zu vergessen sind auch die Unkosten des Korea-Krieges), damit es ganz unabhängig wird. Daß man sich in China dabei nicht „the american way of life“ (oder „europäische Zivilisation“) erlauben kann, liegt wohl auf der Hand. Übereinstimmend berichten alle China-Besucher, daß in China heute niemand hungert. Das heißt 650.000.000 Menschen essen dreimal am Tage.

China ist anders

Seit Marco Polo und vor allem seit Matteo Ricci war China den Abendländern bekannt. Es waren einige ruhmreiche Denker, u. a. Voltaire und Seilenin, die die chinesische Kultur verehrten. Daß aber China völlig anders ist als das Abendland, eingeschlossen Indien und Persien, ist eine Erkenntnis, die erst in der neueren Sinologie gewonnen worden ist. Ezra Pojend, B. Brecht und Hermann Hesse hatten bewußt oder unbewußt versucht, die chinesische Denkweise zu verwestlichen, um sie verständlich zu machen. Es sind aber zu fragmentarische Erkenntnisse, um das Phänomen China richtig zu begreifen. Der Realismus und die antimetaphysische Denkweise in der abendländischen Geistesentwicklung kann immerhin einen wesentlichen Teil der chinesischen Vorstellung widerspiegeln.



Originalphoto aus dem Stern-Archiv

Von einem gewissen Aspekt aus ließe sich auch die Denkweise der Vorsokratiker mit der alten klassischen chinesischen Philosophie vergleichen; zu wenig wurde bisher darüber gearbeitet. Im chinesischen Geistesleben herrschten aber im wesentlichen durch die heterogene, aber durchaus harmonische Entwicklung, realistische Dialektik, Passivität, auf die Gemeinschaft gerichtete Lebensweise. Den Chinesen waren verabsolutierende Metaphysik, revolutionäre Kühnheit und vollständige Systematik immer fremd. Das läßt sich anhand der chinesischen Sprache gut zeigen. Die Chinesen dachten und denken noch horizontal, während man im Abendland seit Sokrates, Platon und Aristoteles vertikal denkt. Gedanke oder Idee heißt im Chinesischen *shì*, und ist eine Zusammensetzung der Zeichen für „Herz“ und „Feld“, „Acker“, also: mit dem wirklichen Boden verbunden! Aus dieser Tatsache kennen die Chinesen weniger eine formal systematische Logik als eine reale Logik. In China bestand eine hochentwickelte geistige Souveränität, neben einem uralten schematischen Aberglauben, der bei den ungebildeten breiten Massen zuhause war. Aus dem Zusammenwirken dieser beiden Komponenten entsteht die chinesische Mystik, die jeglichen theologischen Vorstellungen im Abendland fremd ist.

Die Chinesen gehen grundsätzlich vom konkreten Leben aus! Aus diesem Grund ist die thomistische Vorstellung der Existenz Gottes den denkenden Chinesen nicht nur unverständlich, sie gilt alsbarer Unsinn. Unter einem personifizierten Gott als absolutes Wesen können sich die Chinesen gar nichts vorstellen. „Gott“ heißt im Chinesischen: offenbare und offenbarende Natur im Kosmos, also Himmel. Sie denken geschichtlich, dialektisch, relativ und konkret. Aus diesem Grunde existierte in China auch kein Gesetzssystem wie im Abendland, obschon in China ein hochentwickeltes Beamten- und Staatssystem auf der Basis der konfuzianischen Ethik zu sehen war, wie Max Weber bereits bewundernd analysiert hat.

Gelehrsamkeit und Selbstbeherrschung sind heute noch die höchsten Tugenden und denen entsprechend war die Skala des sozialen Prestiges aufgebaut.

Solange die latente Sanktion im gesellschaftlichen Leben funktionierte, gab es keinen Aufstand.

Den Dynastienwechseln waren immer Unruhen im Volk durch Hungersnot und durch Korruption bei den herrschenden Schichten vorangegangen. Wegen der geographischen und kulturellen Isoliertheit gab es auch deswegen keine umwälzende Revolution. Die wenigen Agrarreformen waren soziologisch so bedeutungslos, daß die Tradition und das alte System unverändert, bloß verfeinert fortbestanden bis zu dem Kontakt mit den Abendländern im 19. Jahrhundert. Dominant waren immer die Elemente der konfuzianischen Lehre. Daneben wirkten aber in erster Linie die Lehre von Lao-tse (ca. 480 bis 390 v. Chr.), Môtze (ca. 468—390 v. Chr.) und vor allem aber des Materialisten Hsin-tse (ca. 320—238 v. Chr.) in der Entwicklung des geistigen Lebens nicht unbedeutend mit. Die Einführung des Buddhismus in der Tang-Dynastie (vom 7. bis 10. Jahrhundert!) hat die Entwicklung nicht stören können, weil er nach den chinesischen Gegebenheiten in angepaßter Gestalt verbreitet worden war. Dadurch kam die chinesische Kultur im weiteren Verlauf der Geschichte, in eine beachtenswerte Höhenform, die nicht zu übertreffen war.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde aber auf der anderen Seite die Schwäche der chinesischen Sozialstruktur immer deutlicher, am deutlichsten während des Opiumkrieges (1839 bis 1842). Sie brach zusammen im Sino-japanischen Krieg (1894 bis 1895). Dort wurden die Chinesen von einem selbstbewußten und stolzen Volk erniedrigend gedemütigt; so plötzlich, daß die meisten sich nicht umstellen konnten. Durch die Ausbeutung der europäischen imperialistischen Mächte einerseits, vermehrte sich die Hungersnot bei den Bauern, die Unruhe wuchs und die herrschende Klasse wurde andererseits aus Unsicherheit grausamer. Mit den imperialistischen Mächten beuteten auch die Beamten und Grundbesitzer die Masse aus, die einen auf staatlicher, die anderen auf gesellschaftlicher Ebene. Banditen und Gangster waren dort die Ordnungshüter, die die Beamten und Grundbesitzer für ihren Zweck kauften. Sun Yat Sen hatte zwar die alte chaotische Ordnung zerschlagen, war aber nicht imstande, eine neue zu errichten.

Seine Vorstellung der Erneuerung, die lediglich eine Nachahmung des europäischen Systems war, war zu fremd für das Land. Er hatte einen Ueberbau zusammengesetzt, ohne aber die Wirklichkeit, die innere Struktur des Landes zu berücksichtigen. Tschiang Kai-schek hatte dann im Namen Sun Yat Sens die Macht an sich gerissen, ohne an das Minimale für die Entwicklung des Landes zu denken. Seine Familie wurde dadurch die reichste in China. Das Volk litt in Armut einerseits und andererseits in Erniedrigung durch die verwestlichten Chinesen, die Tschiang unterstützten, durch die Grundbesitzer und Beamten, die Japaner und die Abendländer. In den Parks der europäischen Sektoren in Shanghai standen Schilder wie „Hunden und Chinesen ist der Eintritt verboten!“

Christliche Missionare dachten nun an die Vergrößerung ihrer Taufliste und wollten möglichst rasch ein gesellschaftlicher Machtfaktor werden. Hätte die Kuomintang wirklich ein politisches Konzept gehabt, so hätte sie doch einen kleinen Teil davon in 35 Jahren realisieren können.

Nichts dergleichen war zu sehen. Immer schlimmer wurde es in China. Politischer Mord war Alltagserscheinung. Was

man erwartete, war bloß Traun. Von der Kuomintang waren die Chinesen nicht nur enttäuscht, sie haßten die Tschiang-Clique!

Erneuerungsprozeß

Die chinesische Revolution, die im Chaos geboren war, unterscheidet sich sowohl von der französischen wie von der Oktoberrevolution. Anlaß war der Opiumkrieg und die antikonzufuzianische Bewegung. Karl Marx nannte es die „Chinesische Revolution“. Er sah einen Beginn der chinesischen Revolution durch den Kontakt mit den Engländern²⁾.

Sie begann mit dem Tai-ping-Aufstand und dem Boxerkrieg. Der erstere war ein Bauernaufstand (1864) und der letztere war die antiwestliche Bewegung (1900). Weder das eine noch das andere kam richtig zum Zuge. Der erste ernsthafte und wirksame Schritt wurde erst im Jahre 1911 bei der Beseitigung der Monchu-Dynastie durch Sun Yat Sen vollzogen. China wechselte von der Monarchie zur Republik. An einem Konzept für einen neuen Staat fehlte es immer noch. Die sogenannten drei Prinzipien des Volkes (San Ming Tju 1) der Kuomintang (Nationalismus) konnten die Lücke nicht decken, abgesehen davon, daß Tschiang Kai Schek nicht einmal diese drei Grundsätze verwirklicht hat. Die denkende Schicht der jungen und der vom abendländischen Aktivismus beeinflussten Intellektuellen suchten in dieser Zeit ein neues Konzept, um sich von der Situation zu befreien. So entstand auch die 4-Mai-Bewegung in Peking 1919. Anlaß war die japanische imperialistische Politik, die in China Fuß fassen wollte. Da blieb die lernende Schicht nicht mehr passiv. Gegen den Grundsatz der konfuzianischen Lehre protestierten die Studenten und Professoren öffentlich, so daß zum ersten Mal zu sehen war, wie eine revolutionäre Bewegung, bzw. Befreiungsaktion in der chinesischen Seele im Gange war, um etwas Neues für den Aufbau einer fortschrittlichen Nation zu suchen. So waren die ersten Kommunisten auch beinahe alle Akademiker. Dem Marxismus gegenüber waren die Chinesen zunächst ebenso skeptisch wie einst dem Christentum gegenüber, bis 1920.

Der Marxismus war aber nicht so unannehmbar für die Chinesen wie das Christentum, weil er nicht metaphysisch, rein theoretisch wirkte. Weil er erstens auf dem Realismus und konkreten Gegebenheiten beruht, und weil er zum anderen die praktische Seite nachdrücklich betonte und von der wissenschaftlichen Erfahrung ausging, fand er im Gegensatz zum Christentum ein spürbares Echo, als er in China, trotz schlechter Uebersetzung, bekannt wurde. Marxismus als solcher wurde dennoch nicht richtig verstanden, als die ersten Führer Cheng Tu-Hsui und Li Li-San streng dogmatisch voringen, als sie durch die Anweisungen der Komintern (Kommunistisch International) aus Moskau geführt wurden. (KPCh und am 1. Juli 1921 in Shanghai gegründet, in einer Mädchenschule im französischen Sektor.)

Neben einer rechtskonservativen nationalistischen Bewegung, die sich hauptsächlich auf die Reichen und die Grundbesitzer stützte, entwickelte sich auch der Kommunismus in China. Anfangs war er rein eine Angelegenheit von Akademikern und Linksintellektuellen. Die Oktoberrevolution und die Haltung Lenins, der sich anders verhielt als die übrigen europäischen Mächte, der nämlich nicht nur Verständnis für Erneuerungsbedürfnisse der chinesischen Gesellschaft zeigte, sondern auch für die fortschrittliche Entwicklung seine Unterstützung anbot (er versprach sogar die Gebiete, die die Zaren von China annektiert hatten, zurückzugeben, wenn China unabhängig wird!), gaben den fortschrittlichen Chinesen Vertrauen und Hoffnung, so daß sich eine Verstärkung der kommunistischen Bewegung abzeichnete. Die ganze Bewegung ging aber im Jahre 1927 beinahe total zugrunde, aus Mangel an Führungskräften, als Tschiang Kai Schek in Shanghai plötzlich eine Massenhinrichtung der Kommunisten anordnete, die André Malraux in seinem Buch „condition humaine“ eindrucksvoll geschildert hat. In der Zwischenzeit wurde aber die richtige Grundlage der sozialen Revolution in China konzipiert; vornehmlich durch die Untersuchungen Mao Tse Tungs über die chinesischen Bauern in Hunan und die Analyse der Klassen in der chinesischen Gesellschaft, noch in der Zeit als die kommunistische Partei und die Kuomintang sich in einer Koalition befanden! Es waren sehr wahrscheinlich auch die ersten „empirischen“ soziologischen Untersuchungen in China! China hatte nun einen eigenen Weg gefunden, um seine Gesellschaft zu erneuern. Der Weg war so „unmarxistisch“, daß Wint³⁾ vermutet, das ZK der KPCh hätte abgelehnt, die Arbeit von Mao zu veröffentlichen, und daß Fritzgerald⁴⁾ meint, es sei nicht ausgeschlossen, daß Mao von der KP ausgeschlossen würde! Feststeht aber, daß Stalin noch während der Jalta-Konferenz Roosevelt gesagt hat, Mao sei kein Kommunist!

Auf jeden Fall arbeitete Mao unabhängig von den Komintern in Kiangsi. In den chinesischen Sowjets wurden Experimente angestellt. Dann kam die Säuberungsaktion von Tschiang Kai Schek mit seiner Uebermacht! Mao war gezwungen, den „langen Marsch“ zu wandern. Da er immer für die armen Bauern und gegen die Grundbesitzer zugleich kämpfte, wurde er trotz des Rückzuges immer beliebter. Er nutzte den langen Marsch, um Boden für seine Revolution zu gewinnen. Gleichzeitig entwickelte Mao die Grundlage der neuen chinesischen Gesellschaft weiter. Er schrieb: „Ueber den Widerspruch“ und

„Die neue Demokratie“. Die japanische Aggression hat die chinesische Revolution beschleunigt! Im Kampf gegen die Japaner gewannen die Kommunisten mehr Boden und befestigten sich als ein politischer Faktor. Die Vorbereitung war darauf gründlich gewesen, daß sie innerhalb von ein paar Monaten ganz China erobert hatten; im Jahre 1949 flüchtete Tschiang Kai Schek nach Formosa. Da ging es nicht um verbale Ideologie, sondern ausschließlich um überzeugende Tat. Es war kein Putsch. Es war ein langwieriger Kampf von mehr als 20 Jahren; arm gegen reich. Existenz gegen Luxus und Fortschritt gegen Korruption. Die Revolution verdankt ihren Erfolg primär den chinesischen Bauern, vielleicht auch dem zweiten Weltkrieg, in dem Stalin wie die anderen westlichen Mächte voll beschäftigt waren. Sonst hätte sich vielleicht irgendeine doch eingemischt. Aber diesem Prozeß der chinesischen Zeitgeschichte läßt sich das konstatieren, was die westlichen zivilisierten Länder nicht gern wahrhaben möchten, nämlich, daß das kapitalistische Gesellschaftssystem mit der sogenannten „parlamentarischen Demokratie“ in den ehemaligen Kolonie- oder Halbkolonialländern nicht realisiert werden kann, ohne Expansionspolitik wirtschaftlicher oder politischer Art, wie es in den USA der Fall war, zu betreiben oder zu Gunsten bestimmter Schichten eine schwer arbeitende Klasse zu unterdrücken, wie die Schwarzen in Südafrika oder in den USA es durchgemacht haben und immer noch durchmachen!

China war der letzte Beweis! Der nächste ist Südvietsnam, die letzten sind noch nicht abzusehen.

Die neue Demokratie

Es gab in China keinen Robespierre. Es gab im Zusammenhang mit der Entwicklung in China den Koreakrieg: Wer diesen Krieg angefangen hat, ist heute noch nicht eindeutig festzustellen. A. Metaxas meinte, es sei durchaus denkbar, daß die Russen die Chinesen reingelegt haben könnten! Das Ergebnis: die Chinesen haben aus der Not eine Tugend gemacht, politisch gesehen¹⁾, die drei Jahre lang dauernde Wetterkatastrophe und die Peking-Moskau-Kontroverse! Daneben gab es sanfan (drei Antis gegen Korruption, Verschwendung und Bürokratie) im Jahre 1951, wera fan (fünf Antis gegen Bestechung, Steuerhinterziehung, Betrug, Diebstahl von Staatseigentum und Verrat von wirtschaftlichen Geheimnissen) im Jahre 1952. Es gab ferner Aktionen „Hundert Blumen sollen blühen!“, „Volkskommune“, „Großer Sprung vorwärts“ und die „permanente Revolutionskampagne“!

Die Grundlage des neuen China beruht jedoch auf den zugrundeliegenden Gedanken in Maos Schrift „Neue Demokratie“, die sich unmittelbar auf die „Analyse der Klassen in der chinesischen Gesellschaft“ und „Ueber die Praxis“ zurückführen läßt. Im Unterschied zu den Strukturen der anderen sozialistischen Gesellschaften ist die Volksdemokratie nicht ausschließlich auf das Proletariat beschränkt, sondern es besteht aus vier Schichten: Bauern, Arbeiter, nationale Bourgeoisie und Kleinbürgertum, organisiert und geführt aber von der KPCh. Anstatt, wie früher, für Privatinteressen als Ziel des Lebens, hat nun das Volk im Interesse des gesamten Volkes bzw. des Staates zu handeln. Das Verteilungssystem lautet: „Jedem nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung.“ Das Ziel des Volkes ist aber: „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinem Bedarf!“

Das Staatsethos der Bürger (Citizen) soll sich in der Selbstkritik und Umerziehung zeigen. Das Beispiel hat Liu Schao-Ch'i in seinem Buch „Wie wird man ein guter Kommunist“ gegeben, das durchaus in einer konfuzianischen Art verfaßt worden ist. Die Bürger sind nicht gezwungen, auf ihren religiösen Glauben zu verzichten. Sie sollen aber wissenschaftlich denken, und möglichst anti-fetischistisch sein. Die fünf ethnischen Minderheitsgruppen werden zwar integriert, haben jedoch ihre Autonomie, soweit es die Innenpolitik betrifft. Wie der Buddhismus in der Tang-Dynastie hat der Marxismus heute in China eine völlig neue Form gewonnen, die zwar nicht im Widerspruch zu den eigentlichen marxistischen Gedanken steht, aber völlig anders funktioniert als z. B. in der UdSSR. Daß der Marxismus in China besser als in den abendländischen Ländern funktionieren kann, ist kein Zufall. Dies läßt sich an Hand der chinesischen Geistesgeschichte einleuchtend nachweisen. Ein anderes Indiz dafür ist z. B., daß sogar Li Chung-Ken, der ehemalige Vizepräsident der Kuomintangregierung, nach 16jährigem Exil in den USA nach China zurückgekehrt ist, nicht als bekehrter Marxist, sondern als Patriot; denn er sieht keine andere Möglichkeit, im neuen China anzufangen.

Trotz mancher nicht notwendigen rigorosen Maßnahme sieht die Bilanz der bisherigen Entwicklung in China nicht schlecht aus. Im Gegenteil, die Chinesen haben einige Erfolge erzielt, die sie in den letzten viertausend Jahren nicht haben zustande bringen können. 1. Abgesehen von einigen Grenzverschiebungen, die von den Engländern und den zaristischen Russen bestimmt worden waren, und der Frage Formosa, war es den Chinesen nie gelungen, China so zu vereinen, wie es heute der Fall ist. 2. An Stelle der Passivität führen die Chinesen nun ein aktives gesellschaftliches Leben, das zwar im großen Umfang politisiert ist, im Gegensatz zu den hochindustrialisierten Ländern, wo das gesellschaftliche Leben in einem ebenso großen Umfang senalisiert ist. Dies aktive gesellschaftliche Leben ermög-

licht aber 3. eine eingehende Sozialisierung, die die alten Zustände erneuert und sich weiterentwickeln läßt im Bereich der Familienstruktur, Struktur der sozialen Institutionen, im Rechtssystem, in der Agrarreform und in der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung. Neu in China ist die Einführung der sozialen Versicherung, der kostenlosen Erziehung, des Rentensystems und des Rechtssystems. Neu ist, daß die einfachen Bauern und die anderen sonst immer entprivilegierten Schichten nun als vollwertige Menschen behandelt werden, und sich das Prestige nicht nach dem Besitz, sondern nach dem Können richtet. Und neu ist außerdem, daß die sonst verachteten Bauern die Möglichkeit haben, nicht nur Akademiker zu werden, sondern sich zu angesehenen Persönlichkeiten zu entwickeln, nicht als Ausnahme, sondern in der Regel! Nicht durch Beherrschung der konfuzianischen Literatur, sondern durch ihre Kompetenz. Schließlich ist es das Einmalige in der chinesischen Geschichte, daß jeder junge Chinese nicht mehr auf seine Familie angewiesen, sondern nun völlig unabhängig ist. Ansonsten bleibt alles noch chinesisch, freilich in einer neuen Gestalt. Ideologie spielt nach wie vor bei den Durchschnittschinesen keine große Rolle. Sie orientieren sich nach der konkreten Wirklichkeit. Sie arbeiten aber nun für ihre Zukunft. Sie sind glücklich, wenn sie anerkannt arbeiten können, wenn sie den Umständen gemäß richtig belohnt werden und wenn sie in die Zukunft blicken können, in der sie einen konkreten Sinn für ihr Lebensopfer finden können. „Metaphysische Freiheit“ ist für die Chinesen eine belanglose Sache. Solange die Führer in China nach ihrem Gewissen (es ist ein Hauptbestand der chinesischen Ethik!) sie führen, werden sie die Regierung unterstützen, wenn sie auch manchmal unangenehm ist. Das junge China hat die Probe während der Zeit der Naturkatastrophen gut bestanden. Wenn man bedenkt, daß China seit 1949 mit nur geringfügiger Hilfe von der UdSSR, sonst aber mit eigener Kraft den Staat von den chaotischen Zuständen vom Anfang bis zum heutigen Zustand aufgebaut hat, dann ist es nicht zuviel verlangt, für gewisse außerordentlich harte Maßnahmen Verständnis zu zeigen. Nach chinesischen konkreten Gegebenheiten kann hier nicht von Grausamkeit und Terror die Rede sein.

Die Hinrichtungen im Jahre 1952 waren in dem Maße sicherlich nicht notwendig. Immerhin befand sich China seinerzeit in einem ernsthaften Kriegszustand mit den USA. Daß Tschiang Kai Schek diese Gelegenheit auszunützen nicht versäumen würde, um das Festland anzugreifen, war nicht zu übersehen. Es muß hier außerdem eingeräumt werden, daß die meisten hingerichteten Menschen nicht unschuldig waren. Die ehemaligen „Ordnungshüter“, die Gangster, die Grundbesitzer gingen tatsächlich in die Zahl von Millionen. Daß diese Elemente sich nicht wie die einfachen Bauern behandeln lassen würden, war nicht abzuleugnen. Sie würden vermutlich auch gerne jede Gelegenheit ausgenützt haben, um sich zu rehabilitieren, obschon sie wahrscheinlich bereits äußerlich umerzogen worden waren. China hat im Grunde weniger Menschen hingerichtet im Vergleich mit der französischen oder der Oktoberrevolution, oder der Ausrottung der Indianer in den USA oder den Einheimischen in Australien, denn in China „hatte man für das richtige Denken gesorgt, bevor man dort zu Taten schritt“²⁾, wie Tibor Mende sagt. Die Fortschritte in der sozialen Entwicklung, die China in den letzten 15 Jahren erzielt hat, kann man vorläufig nur mit Ländern wie Indien und anderen Entwicklungsländern vergleichen.

Wenn man an die Arbeiter in Hongkong denkt, die nur für minimale Löhne, ohne die geringste soziale Fürsorge schuften, schneiden die Arbeiter in China noch verhältnismäßig gut ab. Die Chinesen haben nun ihr Selbstbewußtsein wieder gewonnen. Ob dies ein Zeichen von Aggressivität ist, kann man bestreiten. Chinesen sind bestimmt nicht aggressiver als die Europäer oder als die Amerikaner. Sie sind auch nicht gefährlicher als die anderen Menschen. Jeder Mensch kann gefährlich werden, wenn er provoziert wird. Man muß jedoch hier hinzufügen, daß heute immer noch in China Selbstbeherrschung eine Tugend ist. Was „die Gelbe Gefahr“ anbelangt, darf man die Mongolen nicht mit den Chinesen verwechseln! Die Tibet- und indisch-chinesischen Fragen hat Felix Greene³⁾ in seinem Buch „A certain of ignorance“ eingehend beantwortet. Die Wirklichkeit sieht gar nicht so aus, wie sie immer in der Öffentlichkeit angelegt wird!

Chung T. Z (Köln)

1) Heide Haus, „Mao, China und die Welt von heute“. Stuttgart 1961, Seite 10.

2) K. Marx, Studienausgabe, Darmstadt 1960, Bd. III/1. „Ueber China und Indien“, „Die Revolution in China und in Europa“.

3) Guy Wint, „Common Sense About China“.

4) C. P. Fritzgerald, „The truth of Communist China“, 1964

5) A. Metaxas, „Debttag centre 1959 Moskau“.

6) Tibor Mende, „La Chine et son outre“, 1964, Seite 11.

7) Felix Greene, „A certain of ignorance“, China: How America is deceived London 1966.

... NICHT ANTAGONISTISCHE REVOLUTION

Stuart R. Schram, die permanente Revolution in China — Dokumente und Kommentare — 1966, edition suhrkamp 151 — 3,- DM.

Durch die Uebersetzung von Schrams Buch „la revolution permanente en chine“ — Schram gilt zweifelsohne mit Recht als einer der besten Kenner der chinesischen kommunistischen Ideologie in der westlichen Welt —, ist die kümmerliche Sachliteratur im deutschen Sprachbereich über eine der neuesten Formen des politischen Systems gewissermaßen bereichert worden. Es ist dennoch nur ein Tröpfchen auf den heißen Stein! In vieler Hinsicht ist Schrams Versuch einzigartig, abgesehen davon, daß er, soweit er kann, im Gegensatz zu der Mehrzahl von Schriften dieser Art, nicht journalistisch, sondern politologisch vorgeht.

Daß die „permanente Revolution“, die der Verfasser als „ununterbrochene oder fortwährende, als die Entsprechung von Bu Duan Ge Ming verstanden wissen will, eines der Kernmerkmale, wenn nicht das Kernmerkmal im heutigen chinesischen politischen System ist, steht außer Frage. Umso notwendiger ist es daher, diesen Begriff genau ins Auge zu fassen. Denn hier liegt nicht nur die Grundlage der politischen Denkweise von den führenden Persönlichkeiten in China, sondern zugleich auch die neueste Form der chinesischen Denkweise schlechthin, deren Ursprung und geistesgeschichtliche Entwicklung sich genau verfolgen lassen. „Duan Ge Ming“ würde im Chinesischen als eine bereits zerrissene oder zerbrochene Erneuerung des Lebens oder Schicksals bedeuten, „Bu Duan Ge Ming“ dagegen ist nicht davon schlechthin die Negation, sondern bedeutet vielmehr „sich bemühen, daß die Erneuerung des Lebens nicht zerrissen oder gestört wird“. Das ist keineswegs bloß eine gedankliche Vorstellung, wie man sie oft im Abendland bei Marx in Bezug auf eine Ideologie oder Weltanschauung beobachten kann, sondern dieser Gedanke impliziert eine Bewegung, eine Tat, ja eine fordernde Aktion, die mit der realistischen Praxis abzuwägen ist. Es ist keine bloße politische Theorie, sondern eine Grundlage, die realen Widersprüche durch tatsächliche Aktion zu lösen, und zwar nicht durch Kompensation, sondern gemeint ist eine Lösung innerhalb der gegebenen widersprüchlichen Situation, weil Gegensätzlichkeit für die Chinesen schon seit jeh-

ais Grundvoraussetzung der Erkenntnis gilt; die verabsolutierende Metaphysik ist für die Chinesen immer ein Unsinn. Denn Widersprüche sind für die Chinesen nicht unüberwindbar. Und die Fortschritte bestehen in der Tat aus der Ueberwindung der Widersprüche, die solange existieren, wie die menschliche Gesellschaft existiert. „Bu Duan Ge Ming“ ist aus diesem Grunde keine völlig neue Erfindung. Daß sie aber in einer politischen Struktur zusammengefügt worden ist, und zwar systematisch, ist etwas ganz Neues! Das gleiche gilt auch im Hinblick auf den „dialektischen Materialismus“ — dialektische Denkweise ist ein uraltes chinesisches erkenntnistheoretisches Phänomen, und anti-idealistisch und antispiritual-metaphysisch waren fast alle bekannten chinesischen Denker, vor allem gilt Hsün Tse als ein ausgesprochener Materialist. Im Gegensatz zu den Vorsokratikern ist sein Denksystem kompakter und vollständiger, lehnt sich an F. Engels. Wir brauchen hier nur an die Beziehung zwischen chinesischem Geist und Brecht zu denken! Daß sie kein Zufall ist, wäre in einer Untersuchung genau aufzuweisen. Neu ist die schöpferische Rationalisierung und die Weiterentwicklung des chinesischen Kulturgutes für das heutige Zeitalter und für die Zukunft. Hier muß allerdings eingeräumt werden, daß der Einfluß des abendländischen Denkens eine ebenbürtige Rolle einnimmt! Vor allem die Philosophie der non-metaphysischen Dialektiker.

Das beachtenswerteste Kapitel in Schrams Buch ist zweifelsohne „dialektische Ideologie und Realdialektik“. Hier müßte er (Verfasser) neben Lao Tse auch Meh Tse und vor allem Dschuang Tse, Hsün Tse hervorheben, die damals bereits gewisse sozial revolutionäre Erwägungen gehabt haben. Der Hinweis auf die ideologischen Hintergründe der Peking-Moskau-Konflikte, also ein „nicht-antagonistischer Widerspruch“ in dem Zusammenhang ist daher sehr einleuchtend. Sie gehen in der Tat aus der Differenz in der Substanz des Denkens hervor, obschon man hier nachdrücklich unterstreichen muß, daß alle Marxisten nach einem gemeinsamen Ziel streben.

Mit pragmatischer Wissenschaftlichkeit, die in der Untersuchung Schrams teilweise zu beobachten ist, ist China, sind die Chinesen nicht immer verständlich zu machen. Man läuft Gefahr, Werturteile zu fällen, ohne sich dessen bewußt zu sein. China und Mao Tse-tung sind nur im Zusammenhang der geschichtlichen Totali-

tät zu erklären, auch die scheinbar spontane Widersprüchlichkeit des Widerspruchs in diesem Land, die der Verfasser konstatiert zu haben glaubt, kann nicht pragmatisch soziologisch oder politologisch betrachtet werden. Leider hat Schram das eigentliche Phänomen des Maoismus im Rahmen der Realdialektik zu wenig ausgeführt, der ja den Marxismus, ohne dessen eigentlichen Sinn zu verändern, in einer völlig neuen Form nach der Struktur der konkreten Gegebenheiten realisiert hat.

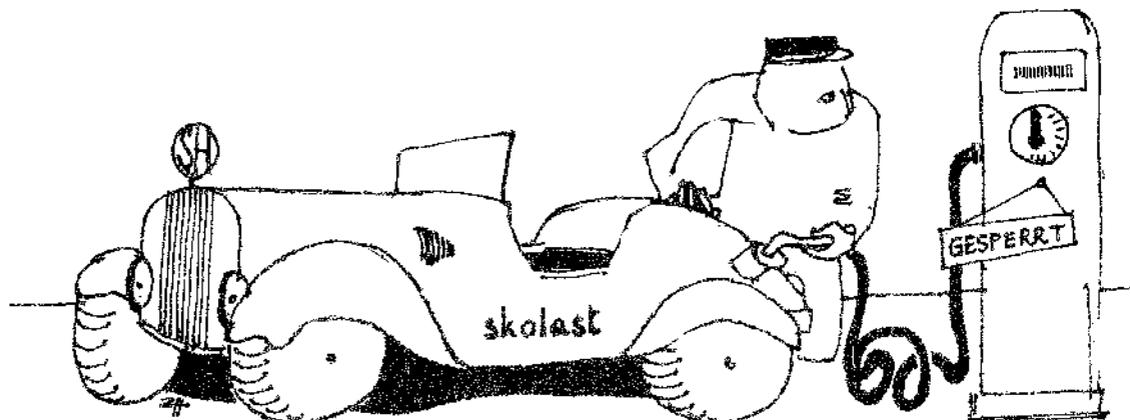
Die ausgewählten Dokumente sind in jeder Hinsicht eine recht wertvolle Sammlung. Aber sie sind nicht immer glücklich übersetzt worden. Dadurch sind verschiedene Nuancen, die in den Schriften zwischen den Zeilen enthalten sind, vielfach verloren gegangen. Man muß sich sehr bemühen, um überhaupt den entsprechenden Sinn herauslesen zu können. Beim oberflächlichen Blättern, ohne sich richtig einzulesen, klingen die Dokumente banal einheitlich, so daß die strukturellen Zusammenhänge etwa zwischen der „Volkskommune“ und „Bu Duan Ge Ming“ verschwommen bleiben. Es wäre angebracht, kleine Vermerkungen zur Erläuterung der Sachverhalte hinzuzufügen. Ch. T. Z.

NATURWISSENSCHAFT HEUTE

28 Beiträge, herausgegeben von H. Walter Bähr, C. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh/Westf., 1965, 304 Seiten, Leinen DM 26.

Der Sammelband „Naturwissenschaft heute“ kann mit Recht von allen, die sich für Probleme und Ergebnisse der heutigen Naturwissenschaft interessieren und sich über den Stand der gegenwärtigen Forschung einen Ueberblick verschaffen wollen, mit Freude begrüßt werden. 27 prominente Forscher, unter ihnen sieben Nobelpreisträger (Max Born, Adolf Butenandt, Otto Hahn, Werner Heisenberg, Feodor Lynen, Wolfgang Pauli, Hermann Staudinger) behandeln eine Reihe von Fachgebieten wie Biologie, Verhaltensforschung, Astronomie, Virustforschung, Chemie, Weltraumforschung u. a. Die einzelnen Verfasser konzentrieren sich immer wieder auf jene zentralen Perspektiven, Erkenntnisse und Resultate, die für das gesamte Weltbild der Naturwissenschaft der Gegenwart bezeichnend sind. Dabei sind die Abhandlungen so abgefaßt, daß sie auch vom Nichtfachmann verstanden werden können.

Die Anordnung der Beiträge erfolgt in zwei Teilen, stufenweise dem Aufbau der Natur folgend, von den mikrokosmischen Phänomenen bis zu den kosmischen Vorgängen im Weltall. Daraus einige Themen: „Was bedeutet Leben unter dem Gesichts-



punkt der biologischen Chemie?" (A. Benandt) — „Die Rolle der modernen Physik in der gegenwärtigen Entwicklung des menschlichen Denkens“ (W. Heisenberg) — „Die Diskussion über die Entstehung des Lebens auf der Erde“ (K. Wocholder) — „Moral-analoges Verhalten der Tiere — Erkenntnisse heutiger Verhaltensforschung“ (K. Lorenz) — „Die Erforschung des Weltalls durch die heutige Astronomie“ (Alfred Ch. Bernhard Lovell) — „Einsatzaufgaben wissenschaftlicher, kommerzieller und bemannter Raumflugkörper“ (Wernher v. Braun) — „Grundfragen der Erdgeschichte“ (Roland Brinkmann) — H. Walter Bähr ist als Herausgeber der Zeitschrift „Universitas“ und anderer wissenschaftlicher Sammelbände bereits bestens bekannt. R. M.

FRANZ HUTER: SÜDTIROL

„Südtirol, eine Frage des europäischen Gewissens“

Dieses Buch schlug bei seinem Erscheinen nicht wie eine Bombe ein. Begreiflicherweise. Hand aufs Herz, wer nimmt sich die Mühe, einen wissenschaftlich fundierten Aufsatz über Südtirol zu lesen, etwa „Bevölkerung und Wirtschaft 1919 bis 1945“, oder „Die Schichten der historischen Gesellschaft“ oder „Option und Umsiedlung“, Themen also, von denen der Südtiroler glaubt, ohnehin schon genug zu wissen. Und so wird das Lesen von Tag zu Tag hinausgezögert und man hält sich nicht an das berühmte Lessingwort, wonach man Klopstock zwar lobt, ihn aber sicherlich nicht gelesen habe.

Von dem vorliegenden Buch könnte man sagen, es sei die gesammelte Wissenschaft in Sachen Südtirol schlechthin. An Material bietet es eine noch nie dagewesene Fülle an Dokumentationsnachweis. Hier wird eine Arbeit geleistet und eine Verantwortung übernommen, die das ganze Land angeht. Wenn es, rein äußerlich betrachtet, nicht geeignet ist, nur als „Vademecum“ zu fungieren, da es immerhin einen Umfang von 616 Seiten hat, ist es ohne Zweifel ein Buch, das nicht mehr entbehrt werden kann, was immer auf diesem Gebiet noch erscheinen mag. Die Südtirolforschung hat hier einen Stand erreicht, der wohl als bisher bedeutendster bezeichnet werden muß. Das Gesicht unseres Landes wird von allen Seiten beleuchtet. Und es hat in der Tat auch ein Gesicht, dem keine Züge fehlen: die freudigen nicht und nicht die bitteren, Züge, deren Echtheit der Ernst erhärtet hat.

Dieser Ernst, für den Namen wie: Hugo Flantsch, Felix Ermacora, Victoria Stadelmayer, Herbert Miehsler, Franz Huter, Theodor Veiter, Ilg, Kranzmayer, Leidlmaier und viele andere mehr bürgen, ist gekoppelt mit einer teilweise langjährigen, intensivsten Beschäftigung der Autoren mit dem Problem.

Südtirol, im Zentrum Europas, wird hier Gegenstand einer Untersuchung, die den Beweis antritt, daß dieses Land zeit seines Bestandes autonomer Kulturträger war und nun mit Fug den Anspruch erheben darf, das Gewissen Europas befragen zu dürfen, wie es mit seinem Recht beschaffen sei. Dieses Buch „appelliert an das Gewissen des Erdteils, der die Wiege der menschlichen Freiheitsrechte zu sein in Anspruch nimmt, auf daß Europa die Wunden heilen helfe, die es, weil es jenes Recht brach, in eigenen Herzen aufgerissen hat. Es appelliert aber auch — und in erster Linie — an Italien, die Elerschalen seiner Staatswerdung endlich abzulegen und den Minderheiten an den Grenzen ihr Recht werden zu lassen. Dies im europäischen Geiste, der über die Staatsgrenzen hinweg die alte Kulturgemeinschaft in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen sichert und den Frieden und

Wohlstand verheißenden Zusammenschluß der Staaten und sich ergänzenden Volkswirtschaften des Erdteils als das große Ziel der Zukunft ersehnt.“ („Zur Einführung“ von Franz Huter, S. XIX).

Das Buch ist gegliedert in vier große Teile: „Historische Voraussetzungen“, „Die Entstehung des Problems“, „Südtirol als Objekt nationalistischer Machtpolitik“, „Auf dem Wege zu einer demokratischen Lösung“ mit einem Schlußwort von Victoria Stadelmayer: „Südtirols Weg“. Grob formuliert könnte man sagen, es behandelt die Geschichte unseres Landes von den Anfängen bis nach dem ersten Mailänder Prozeß.

Hier sollte nur auf den vierten Teil darin verwiesen werden: „Auf dem Wege zu einer demokratischen Lösung“, worin das Gruber-Degasper-Abkommen analysiert wird (Herbert Miehsler, dem bekannten Verfasser von „Südtirol als Völkerrechtsproblem“), Felix Ermacora „Südtirol als Rechtsproblem in nationaler und internationaler Sicht“ behandelt, Vizeassessor Zelger über das deutsche Schulwesen und Leidlmaier über die „Bevölkerung und Wirtschaft seit 1945“ berichten.

„Die Südtirolpolitik Oesterreichs seit Abschluß des Pariser Abkommens“ von Victoria Stadelmayer ist nicht nur eine genaue Reportage von dem, was Oesterreich und Italien in bezug auf Südtirol verhandelten und von dem, wie die Verhandlungen zustande kamen, sondern läßt die Zähigkeit und Wendigkeit Italiens erkennen, dem nicht daran gelegen war, eine echte Basis für fruchtbringende Verhandlungen zu schaffen, da es sich auf den Standpunkt stellte, das Problem Südtirol, wenn es überhaupt existiere, sei eine interne Angelegenheit Italiens, in das einzumischen niemand ein Recht habe. Daß es Oesterreich, das 1945 besetzt und fast ohne Bewegungsfreiheit war, trotzdem gelungen ist, den „Siegler“ Italien zu Verhandlungen zu zwingen, veranlaßt die Verfasserin zu folgender einmaliger Feststellung: „Südtirol hat, so merkwürdig es klingen mag, aber auch für Oesterreich viel getan. Die Existenz dieser Frage hinderte die österreichische Regierung und das österreichische Volk, moralisch vom Elend der unmittelbaren Nachkriegszeit überwältigt zu werden. Oesterreich war gezwungen, die Bedrohungen, von denen es umgeben war, zu mißachten und sich auf internationalem Feld zu behaupten, zu einer Zeit, da es streng genommen als souveräner Staat noch gar nicht existierte. So schuf das Ringen um Südtirol mit die Basis für ein österreichisches Bewußtsein“ (S. 476).

Die schrittweisen Verhandlungen, die Oesterreich im Sinne des „Miteinander“ zum Unterschied des Standpunktes vom „Gegeneinander“ Italiens betrieb, gipfeln schließlich vor den Vereinten Nationen.

Aber bis dahin war ein weiter Weg zurückzulegen. Ein Weg, auf dem Oesterreich verschiedene Außenminister hat, die das Südtirolproblem verschieden in die Hand nehmen, währenddem Italien die Regierungen öfter wechselt als ihre Gesinnung gegenüber einer Minderheit. Triest wird mit Italien in einer „Liebes-ehe“ verbunden, wobei sich Peila einer Sprache bedient (1953) („Der Leidensweg dieser Menschen dauert schon zu lange. Ihnen muß das Wort erteilt werden, ihnen steht das endgültige Urteil über ihr Schicksal zu...“ Seite 482) und sich auf Instanzen beruft (Vereinte Nationen), die er den Südtirolern samt und sonders abstreitet, ja überhaupt jede Beziehung dazu leugnet.

Im Oktober 1954 garantiert ein Abkommen zwischen Frankreich und Deutschland den Saarländern eine Volksabstimmung über ihr Land.

Oesterreich wird in zunehmendem Maße der Anwalt Südtirols und seit „OeVP-Nationalrat Universitätsprofessor Dr. Franz Gschntzer, ein Jurist von inter-

nationalem Ruf, Staatssekretär für Südtirol im österreichischen Außenamt wurde, und in seiner Regierungserklärung vom 4. Juli 1956 der wiedergewählte Bundeskanzler Raab erstmals nicht mehr davon sprach, daß nach Ansicht der Südtiroler das Pariser Abkommen nicht durchgeführt sei, sondern behauptete: „es ist nach Ansicht Oesterreichs nicht durchgeführt“ (Seite 495/96), seitdem begann auch Italien besorgt zu werden.

Der Weg Südtirols, der sich in den Memoranden und dem Notenkrieg zwischen den beiden Staaten hinzuschleppen begann, zog seine Kreise langsam auch in Europa, bis die österreichische Bundesregierung sich entschloß, das Problem vor die Vereinten Nationen zu bringen.

Stadelmayer schreibt dazu: „Mit dem Beschluß Oesterreichs, die Südtirolfrage auf die Tagesordnung der UNO-Vollversammlung zu setzen, wurde ein neuer Abschnitt in der Südtirolfrage eingeleitet. Rückblickend kann man drei Etappen nach Abschluß des Pariser Abkommens erkennen: jene erste, die unmittelbar nach dessen Abschluß begann, und in der die österreichische Südtirolpolitik von der Hoffnung geprägt war, durch Bekundung von Loyalität und Vertrauen eine dem Geiste des Abkommens entsprechende Politik zu erreichen. Nachdem Hoffnung und Vertrauen langsam geschwunden waren, begann die zweite Phase, als Bundeskanzler Raab mit der Erklärung vom 4. Juli 1956 die Auffassung der Südtiroler über die Nichtinhaltung des Pariser Abkommens durch Italien zur offiziellen Auffassung auch Oesterreichs machte. Und schließlich die dritte Phase, die sich bereits ankündigte, als Dr. Bruno Kreisky, der im Sommer 1959 die Leitung des österreichischen Außenministeriums übernahm, im September 1959 vor der UNO erstmals die Südtiroler Frage zur Sprache brachte, und die mit dem österreichischen Antrag vom 23. Juni 1960 endgültig zur Phase der Internationalisierung der Südtiroler Frage wurde“ (Seite 509).

Dieses Buch, das in jede Bibliothek Südtirols gehört, sollte, wenigstens auszugsweise, von einem jeden Südtiroler Hochschüler gelesen werden. -o-

ITALIA SOTTO INCHIESTA

kritische Umfragen des „Corriere della Sera“ aus den Jahren 1963—1965 aus der Feder von: Montanelli, Cavallari, Ottone, Piazzosi und Russo, verlegt bei Sansoni Editore in Florenz (1965).

Aus dem Vorwort von Montanelli: „Wir kamen sofort überein, daß es nicht in unserer Absicht liegen konnte, einen „Führer“ für Tourismus, Kunst und Folklore unseres Landes zu schreiben, das davon allzuviel besitzt; vielmehr aber die Probleme, die es bedrängen — hauptsächlich die ökonomischen und sozialen — Region für Region auszuweisen (sviscerare) (S. XV).

Methodisch gesehen „teilten wir uns sozusagen Italien in Stücke auf. Jeder nahm sich seines“...

Und auch Giovanni Russo nahm sich seinen Teil: Trentino-Südtirol. In sieben Kapiteln versucht er, der jüngsten Zeitgeschichte Südtirols und der Region gerecht zu werden. „(1) Warum die Gewalt?“, „(2) Die Hexenlehrlinge des Extremismus“, „(3) Drei neue Kräfte“, „(4) Das Schreckbild der Industrialisierung“, „(5) Schlechte Zeit für gegenseitige Achtung“, „(6) Die Region eine unterminierte Brücke“, „(7) Ein Stadtplan für die Provinz Trient“.

Es fehlt in diesen Aufsätzen nicht an Äußerungen und mutigen Einsichten, die man sonst vergebens in italienischen Blättern sucht und die große Anerkennung ver-

dienen. „Man muß endlich einmal feststellen, daß in 19 Jahren seit dem Abschluß des Degasperi-Gruber-Abkommens wir es nicht verstanden haben, mit einer Klarheit und vor allem Dingen intelligenten Politik jenes tiefe Mißtrauen zu bekämpfen und auszumerzen. Auch wenn dieser Seelenzustand ob des Zusammentreffens von internationalen und nationalen Gründen besorgniserregende Erscheinungsformen angenommen hat, haben wir fortgefahren, so in den Tag hineinzuleben, überzeugt (pensando), daß sich früher oder später „die Dinge von selbst geregelt hätten“! (Seite 301).

Russo zählt auch die Fehler des liberalen Italien seit 1919 und die des Faschismus auf.

Fortsetzung in der Spalte:
„Die Eule blinzelt“ S. 24.

WEGWEISER FÜR MATURANTEN UND HOCHSCHÜLER

Herausgegeben von der Südtiroler Hochschülerschaft. Zusammengestellt von Siegfried Stuffer. März 1966 — 90 S.

In den Statuten der Südtiroler Hochschülerschaft ist unter den Hauptarbeitsgebieten u. a. erwähnt: Beratung und Auskunft über Studienbedingungen. Mit der Herausgabe des „Wegweisers“ ist auf diesem Gebiet eine vortreffliche Arbeit geleistet worden.

Den Hauptteil der Schrift macht die Information über die einzelnen Hochschulorte, die für Südtiroler hauptsächlich in Frage kommen, aus. Dreizehn Universitätsstädte Oesterreichs, Italiens und Deutschlands werden uns vorgestellt. Die Beschreibung jedes Hochschulortes gliedert sich in vier Teile: Allgemeines, Studium, Leben, Kulturelles und Gesellschaftliches.

Im Abschnitt „Allgemeines“ wird der Charakter der Stadt und der Betrieb an der Hochschule in großen Zügen geschildert.

Den Teil „Studium“ sollte sich jeder Maturant besonders gut ansehen. Er erfährt darin, welche Unterlagen er zur Immatrikulation braucht; es ist hingewiesen auf Lehrveranstaltungen, zu denen man sich wegen Ueberfüllung frühzeitig anmelden muß; alle Studienmöglichkeiten werden mit einer kurzen Einführung in die einzelnen Fächer aufgezeigt; Angaben über Studienverlauf und Studiendauer; Anschriften der Hochschulen.

Im Abschnitt „Leben“ sind Auskünfte über Möglichkeiten und Kosten der Unterkunft und Verpflegung gesammelt. In einer Tabelle sind die beiläufigen Monatskosten zusammengestellt.

Im letzten Abschnitt „Kulturelles und Gesellschaftliches“ wird noch auf die besonderen Einrichtungen der Stadt, wie Theater, Oper, Konzerte, Vorträge usw., verwiesen, die neben dem Studium eine willkommene Abwechslung und echte Bildungsmöglichkeit darstellen.

Neben dieser Information über Hochschulorte ist vor allem noch der Abschnitt über Studententitelfragen zu erwähnen mit der Tabelle „Verzeichnis der gleichwertigen akademischen Titel“, in der die italienischen Titel den österreichischen, die durch das Studientitelabkommen anerkannt sind, gegenübergestellt werden.

Noch zwei aufschlußreiche Tabellen sind in der Broschüre enthalten: Die eine, „Mit welchen Studententiteln kann man unterrichten?“, stellt die Möglichkeiten dar, die man mit einem bestimmten Titel im Unterricht an der Mittelschule und an den Höheren Schulen in Südtirol hat. Eine andere, „Graphische Darstellung der Studien-

möglichkeiten von der Volksschule bis zur Universität“ gibt die Studienwege an, wie sie das italienische Gesetz vor sieht.

In einem abschließenden Kapitel wird der Maturant noch mit einer Institution bekannt gemacht, die ihm viel Wertvolles bieten kann: mit der Südtiroler Hochschülerschaft; an Hand von Bildern ist das Leben in der SH illustriert. Im besonderen wird auf den Skolasten hingewiesen, der

die Kontakte zwischen den Studenten trotz weiter Entfernungen aufrechterhält und belebt.

Viel Arbeit steckt hinter dieser Broschüre. Siegfried Stuffer gebührt Dank und Anerkennung dafür.

An Maturanten wird der „Wegweiser“ gratis verteilt, Studenten können ihn gegen einen Schutzbetrag von 300 Lire beziehen.
Franz Hilber

Für einen interessanten Aufgabenbereich in unserem Bankinstitut suchen wir einen

Handelsakademiker, Volkswirt oder Jurist

Zuschriften mit üblichen Unterlagen an Spar- und Vorschußkasse Brixen.

14 Tage oder ein Jahr bauen helfen

an sozialen Einrichtungen, Kirchen und Eigenheimen in Europa in einer Gemeinschaft von jungen Männern verschiedener Nationen in der Stammgruppe des Internationalen Bauordens oder in einem Ferienlager
Nähere Auskunft: Bauorden, 6520 Worms, Postfach 770.

Stipendien

Das Außenministerium, Generaldirektion für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland, hat Studienstipendien, die von anderen Staaten und von internationalen Organisationen für das akademische Schuljahr 1966/67 ausgeschrieben wurden, veröffentlicht.

Interessenten können in die Wettbewerbsbestimmungen, die im Landesausschuß, Abteilung III: Oeffentlicher Unterricht und Kultur, aufliegen, Einsicht nehmen.

Der

19. Internationale Kongreß katholischer Studenten

im „Arnold-Janssen“-Kolleg (Münster) vom 30. Juli bis 8. August 1966 behandelt das Thema „Freiheit“.

Anmeldung an das „Gemen-Komitee“ 44 Münster (Westfalen), Frauenstraße 3/7. Kosten für Unterkunft und Verpflegung 80 DM, 50% der Bahnspesen ab der deutschen Grenze werden vergütet. Teilnehmerzahl begrenzt.

„Europas Jugend lernt Wien kennen“

Da der allgemeine Meldetermin bereits überschritten ist, wende man sich sofort an das Südtiroler Kulturinstitut, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20. Termine von Juli bis September. Teilnahmegebühr für Studenten 90 ös. 50% Bahnermäßigung ab Brenner.

Promotionen

1. Kammerer Ernst, Doktor der Handelswissenschaften an der Hochschule für Welthandel in Wien.
2. Scheiber Sigismund Georg, Doktor der Philosophie, Physik und Mathematik an der Universität Wien.
2. Gretzer Aribo, Diplomingenieur für das gesamte Bauwesen an der Technischen Hochschule in Graz.
4. Abram Zeno, Diplomingenieur Architekt an der Technischen Hochschule in München.

Einsendeschluß für die nächste Nummer: 30. Juni

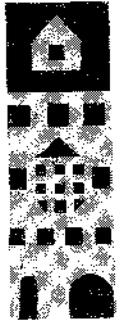
fr. eccel

ING. FR. ECCEL. BOZEN, LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

TEPPICHE
VORHANG-
U. MOBEL-
STOFFE

LÄUFER
TEPPICH-
BODEN

M O B E L



NEU!

HANS WEBER-TYROL (1874-1957)

Eine Künstlermonographie

Von Ministerialrat Dr. Gottfried Hohenauer
Mit einem Vorwort von der Witwe des Künstlers

Format 24,5x17 cm. 72 Seiten mit 20 farbigen Tafelbildern nach Aquarellen des Künstlers. Pp. glanzfolienkuschiert Lire 1330 (Tyrolia).

Das künstlerische Werk dieses, mit seiner Südtiroler Wahlheimat eng verbundenen Malers hat bedeutsame Würdigungen gezeitigt, welche die Gültigkeit seines Schaffens weit über den zeitgenössischen Rahmen hinaus verbürgen. Vorliegende, durch wichtige Briefstellen und Tagebuchzitate bereicherte Dokumentation über Leben und Tätigkeit Weber-Tyrols, wird besonders von seinen Freunden und Verehrern in Südtirol mit Genugtuung und Freude begrüßt werden.

Die Neuerscheinung ist in den ATHESIA-BUCHHANDLUNGEN erhältlich.

Stoffe

Immer in
reicher Auswahl

BOZEN LAUBEN 32

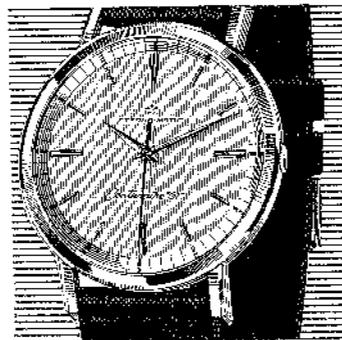
M. ECCEL

person
porös
Bügelfrei
auf
Lebens-
dauer

SPISS BOZEN
LAUBEN 9

ETERNA:MATIC

Centenaire



PORNACHER
BOZEN